



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Vatermord und die Krisen des Habitus.  
Untersuchungen zu einem wiederkehrenden Narrativ am  
Beispiel von Joseph Roths ‚Radetzkymarsch‘“

verfasst von / submitted by

Mag. phil. Andreas Mittermayr, BA MA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Magister der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2020 / Vienna, 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

UA 190 333 299

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Lehramtsstudium UF Deutsch  
UF Psychologie und Philosophie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Dr. Michael Rohrwasser



# Inhaltsverzeichnis

## SYSTEMATISCHER TEIL

|                                                                                                  |       |
|--------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| I. Einleitung und These: Vaternord und die Krisen des Habitus.....                               | S. 3  |
| II. Einige wesentliche Bestimmungen zum Narrativ „Epochenbruch, Vaternord und Habituskrise“..... | S. 6  |
| III. Ein Ausgangspunkt: Bourdieus Soziologie des Vaternords .....                                | S. 11 |
| IV. Textkorpus.....                                                                              | S. 13 |
| V. Forschungslage.....                                                                           | S. 15 |
| VI. Theoretische Erkundung I: Der Vaternord in der Psychoanalyse.....                            | S. 17 |
| 1) <i>Ursprünge eines überdauernden Motivs</i> .....                                             | S. 17 |
| 2) <i>S. Freuds „Totem und Tabu“</i> .....                                                       | S. 18 |
| 3) <i>Übertragungen: Väterreihen</i> .....                                                       | S. 20 |
| 4) <i>Epistemologischer Status?</i> .....                                                        | S. 23 |
| 5) <i>Fortschreibungen mit und nach Freud: Vom „murdered father“ zum „dead father“</i> .....     | S. 26 |
| 6) <i>Objektbeziehungstheorie: Der Schatten des väterlichen Objekts</i> .....                    | S. 27 |
| 7) <i>In Gedanken töten: Der gewöhnliche Vaternord</i> .....                                     | S. 30 |
| 8) <i>Manifestationen des Mordwunsches gegen den Vater – und Entgleisungen</i> .....             | S. 32 |
| VII. Theoretische Erkundung II: Der Habitus und seine Krisen .....                               | S. 36 |
| 1) <i>Habitus und Literaturwissenschaft</i> .....                                                | S. 36 |
| 2) <i>Habitus – Einige relevante Bestimmungsstücke</i> .....                                     | S. 37 |
| 3) <i>Habitus und Psychoanalyse</i> .....                                                        | S. 40 |
| 4) <i>Habitusformen: Die Habitus der Väter</i> .....                                             | S. 42 |
| 5) <i>Vaternord und die Krisen des Habitus</i> .....                                             | S. 46 |
| VIII. Narrativ-Analyse: Interpretamente.....                                                     | S. 49 |

## ANALYTISCHER TEIL

J. Roths „Radetzkymarsch“: (Miss-)Glückender Vaternord und die Krise des habsburgischen Militärhabitus

|                                                                                                   |       |
|---------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| I. Männerroman und Roman der Väter und Söhne.....                                                 | S. 53 |
| II. Väterlicher Habitus: Der habsburgische Militärhabitus.....                                    | S. 57 |
| 1) <i>Militärisches Ethos und Männlichkeitsideal</i> .....                                        | S. 57 |
| 2) <i>Ranghabitus</i> .....                                                                       | S. 60 |
| 3) <i>Militärisch-aristokratische Hexis</i> .....                                                 | S. 62 |
| 4) <i>Idealisierungen, autoritäre innere und äußere Regime</i> .....                              | S. 67 |
| III. Epochenbruch: Habsburg-Dämmerung.....                                                        | S. 70 |
| IV. Manifestationen des Vaternords.....                                                           | S. 74 |
| 1) <i>Übertretungen des väterlichen Gesetzes: Inzest und die Negation der Generativität</i> ..... | S. 75 |
| 2) <i>Triumph der Passivität</i> .....                                                            | S. 78 |

|                                                                                                |       |
|------------------------------------------------------------------------------------------------|-------|
| V. Die Krisen des Habitus.....                                                                 | S. 82 |
| VI. Fazit: Zum Narrativ „Epochenbruch, Vaternord und Habituskrise“<br>im „Radetzkyarsch“ ..... | S. 87 |
| Literaturverzeichnis.....                                                                      | S. 90 |
| Abbildungsverzeichnis .....                                                                    | S. 96 |
| Abstract .....                                                                                 | S. 97 |

### *Siglen*

RM = Radetzkyarsch, Roman von Joseph Roth

ST = Systematischer Teil der Diplomarbeit

AT = Analytischer Teil der Diplomarbeit

# SYSTEMATISCHER TEIL

## I. Einleitung und These: Vaternord und die Krisen des Habitus

Konfliktreiche, meist autofiktionale Vater-Sohn-Erzählungen, die implizit oder explizit die *Überwindung des Vaters*, den gelingenden, häufiger aber noch misslingenden *symbolischen Vaternord* thematisieren, erfreuen sich – wie ein Blick auf den Literaturmarkt und in die Feuilletons zeigt – aktuell wieder einiger Popularität. Gegenwartsautoren, oftmals französischer Provenienz, nähern sich literarisch, etwa in der Art eines „soziologischen Selbstversuchs“<sup>1</sup>, der hochproblematischen Beziehung zum autoritären, postheroischen, narzisstischen oder sonst wie beschädigten und gleichermaßen beschädigenden Vater, wobei die persönliche Leid- und Emanzipationserfahrung stets beispielhaften Charakter zu haben beansprucht, repräsentativ sein will für eine Generation, Schicht oder soziale Gruppe. Man denke beispielsweise an Didier Eribons gefeierte „Rückkehr nach Reims“, die Romane Édouard Louis’ oder Coming-of-Age-Geschichten wie die des französisch schreibenden Schweizer Autors Jérôme Meizoz („Faire le garçon“). Poetologisch und formal zwar anderen Kategorien zuzuordnen, hinsichtlich des gemeinsamen Narrativs aber ebenfalls hier zu nennen, sind zeitgenössische Texte von deutschsprachigen Autoren, wie Josef Winkler („Ropponggi“, „Lass dich heimgeigen, Vater“ u.v.m.), Christoph Hein („Glückskind mit Vater“, „Verwirrnis“), Michael Lentz („Schattenfroh. Ein Requiem“) oder Thomas Hürlimann („Heimkehr“). Die Liste ließe sich problemlos noch weiter fortsetzen. *Väterbücher*, die sich um das Motiv des symbolischen Vaternords drehen, sind aber freilich keine Erfindung der Nuller-Jahre, ihre eigentliche Konjunktur liegt einige wenige Jahrzehnte zurück, so bezeichnete der Begriff ursprünglich v.a. jene in den 70er und 80er Jahren in großer Zahl erschienenen erzählerischen Auseinandersetzungen von – vorwiegend – Söhnen, aber auch Töchtern, mit ihren faschistischen Vätern und dem problematischen Erbe der Nazi-Zeit. Der mitunter mörderische Vater-Sohn-Konflikt als literarisches Motiv in seiner allgeminsten Form ist bekanntlich so alt wie die Literatur selbst<sup>2</sup>, ihm gilt aber insbesondere zu *Schwellenzeiten* erhöhte Aufmerksamkeit, erhält er doch gerade im Zuge von historischen und gesellschaftlichen Umbrüchen, Zeiten der „Umwertung aller Werte“ besondere Brisanz. So erfreuen sich Väterbücher immer dann großer Beliebtheit, wenn es aus nicht weniger als *existenten-*

---

<sup>1</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: Ein soziologischer Selbstversuch. Suhrkamp: Frankfurt 2002.

<sup>2</sup> Vgl. für die deutsche Literatur natürlich das „Ältere Hildebrandslied“, wenngleich hier der Ausgang des Konflikts ein Sohnesmord ist.

ziellen Motiven heraus gilt, individuelle und gleichermaßen kollektive Erfahrungen traumatischer oder zumindest tief erschütternder gesellschaftlich-sozialer wie familiärer Diskontinuität durchzuarbeiten, dazu aber ausführlicher weiter unten.

Mit der zuweilen radikalen Abwendung vom Vater, der Verwerfung des väterlichen Erbes hinsichtlich *Identifizierung* (Sigmund Freud), *Habitus* und *kulturellen* und *symbolischen Kapitals* (Pierre Bourdieu) geht immer auch eine Krise des Subjekts einher, ein komplexer Prozess der Desidentifizierung und Dehabitualisierung, der günstigenfalls in eine Rekonsolidierung und Reintegration der Identität, der sozialen Rolle und des Selbstverständnisses des Protagonisten mündet. Die im Rahmen dieses Projekts – die Diplomarbeit bildet nur einen Teil einer größer angelegten Untersuchung – im Zentrum stehenden Erzählungen weisen, so eine meiner Hauptthesen, sämtlich eine ähnliche Grundstruktur mit eben diesen Prozesselementen auf, die zu beleuchten eine wesentliche Zielsetzung dieser Arbeit sein wird.

Väter gilt es aus den unterschiedlichsten Motiven heraus zu überwinden, zu übertreffen, zu unterminieren, mitunter sogar auszulöschen. Die *Psychoanalyse* erkennt in dem Phänomen eine anthropologische Konstante, den Ödipus-Komplex und seine mannigfaltigen Schicksale. Die Überwindung des Vaters ist einerseits wesentlicher Entwicklungsschritt, ein partieller Vatermord im Sinne einer Entidealisierung in der Adoleszenz sogar (psychisch) überlebensnotwendig.<sup>3</sup> Das Spektrum der Schicksale reicht allerdings bis hin zum realen, physischen Vatermord als Ausdruck einer fehlgegangenen, psychotischen Verarbeitung des ödipalen Konflikts. Die Literatur erweist sich hinsichtlich der Darstellung der friktionsreichen, nicht selten tödlichen Vater-Sohn-Beziehung als reichhaltiges anthropologisches Archiv.<sup>4</sup>

Von Interesse für den Gegenstand dieser Arbeit ist darüber hinaus aber, wie bereits angedeutet, insbesondere auch die *soziale/soziologische und historische Dimension* dieser Erscheinung: Ähnlich wie sich zeittypische psychische Grundverfassungen, Strukturen und Pathologien, freilich immer mit Vorbehalten, beobachten lassen – man denke etwa an den von E. Fromm und T. Adorno beschriebenen „autoritären Charakter“, den „postheroischen Charakter“ oder den „narzisstischen Sozialisationstypus der 70er Jahre“<sup>5</sup> des letzten Jahrhunderts – werden in der sozialwissenschaftlichen Forschung epochentypische Habitusformen im Sinne Pierre Bourdieus untersucht. Hier gilt die Aufmerksamkeit z.B. dem militärischen Habitus der wilhelminischen

---

<sup>3</sup> Vgl. Schon, Lothar: Sehnsucht nach dem Vater. Die Dynamik der Vater-Sohn-Beziehung. Stuttgart: Klett-Cotta 2000, S. 77ff.

<sup>4</sup> Vgl. z.B. Frenzel, Elisabeth: „Vater-Sohn-Konflikt“, in: Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Stuttgart: Kröner 2008, S. 714ff. Oder: Daemmrich, Horst u.a.: „Vater-Sohn“, in: Daemmrich, Horst u.a.: Themen und Motive in der Literatur: ein Handbuch. Tübingen: Francke Verlag 1995, S. 361ff.

<sup>5</sup> Vgl. Dornes, Martin: Die Modernisierung der Seele. In: Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse 64 (11), S. 995-1033.

und habsburgischen Ära oder dem faschistischen Habitus des Dritten Reichs.<sup>6</sup> Häufig werden im Zusammenhang damit vorherrschende Männlichkeitsentwürfe verhandelt, Pädagogik und Psychoanalyse gewinnen daraus schließlich wiederum entsprechende Väter-Typologien.<sup>7</sup> Politisch-historischer Wandel, ein Strukturwandel der Psyche, Habituswandel und veränderte Erziehungsideale gehen Hand in Hand und verleihen der Vater-Sohn-Beziehung ihre je epochenspezifische Prägung. Diskontinuitäten finden schließlich im drastisch schwelenden Vater-Sohn-Konflikt einerseits eine konkrete Ausgestaltung, im Sinne eines intersubjektiven Niederschlags des Sozialen, umgekehrt aber haben die sozialen Veränderungen die Verwerfung des väterlichen Erbes, den individuellen Vaternord gerade zur Voraussetzung (vgl. z.B. die 68er-Bewegung)! So erzählen Väterbücher nicht selten zweierlei: eine Geschichte persönlicher Leiderfahrung in der Beziehung zum z.B. autoritären oder narzisstischen Vater, und eine Geschichte glückender oder missglückender Selbstkreation und Emanzipation vor dem Hintergrund eines existenziellen gesellschaftlichen Wertewandels, deren Exponenten gerade jene Söhne sind oder jedenfalls sein sollten. Der symbolische Vaternord als Befreiungsschlag und – wie S. Freud in „Totem und Tabu“ ausführt – Grundbedingung einer neuen (Sozial-)Ordnung<sup>8</sup> hat mitunter auch die „Gespaltenheit des Habitus“<sup>9</sup> der Söhne zur Folge, eine – bestenfalls nur intermediäre – krisenhafte Phase im Zusammenhang mit der tiefgreifenden Veränderung der gesellschaftlichen Realitäten, der individuellen Positionen im Raum, der Lebensstile und Sichtweisen, nicht zuletzt auch der persönlichen Ideale, Ideologien und (politischen) Verortungen der Söhne, in fundamentaler Abgrenzung zu ihren Vätern.

Im Fokus des übergeordneten, größer angelegten Projekts stehen Schwellenzeiten (1900, 1918, 1945, 1968, 1989) – etwa das Ende der Habsburgermonarchie, das Ende des Wilhelminischen Reiches, das Ende des Dritten Reiches oder der DDR – und schreibende Söhne, die sich auto-

---

<sup>6</sup> Vgl. zum *faschistischen Habitus* z.B. Reichardt, Sven: *Faschistische Kampfbünde: Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadristismus und in der deutschen SA*. Köln, Wien (u.a.): Böhlau 2002; oder zum *militärischen Habitus* etwa: Elbe, Martin: *Der Offizier: Ethos, Habitus, Berufsverständnis*. In: Gareis, Sven Bernhard; Klein, Paul (Hg.): *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 459-472.

<sup>7</sup> *Anm.: Freilich sollte sich eine mit Typen arbeitende Untersuchung auch der Kritik der Typologie stellen. Ich verstehe Typenmodelle als Hilfskonstruktionen und -abstraktionen, die vorläufige Ein- oder Zuordnungen erleichtern und – wie in unserem Fall – Merkmalsbeschreibungen bereitstellen, die es erlauben, bestimmte Figuren (hier: autoritäre Väter und unter ihnen leidende Söhne) und Figurenkonstellationen zu identifizieren, unter Kategorien zusammenzufassen und so die Beschreibung eines zweifellos wiederkehrenden Narrativs mit spezifischem Personal ermöglichen.*

<sup>8</sup> Vgl. Freud, Sigmund (1912-13a): *Totem und Tabu*. In: Freud, Sigmund: *GW IX*, S. 176 u.a.

<sup>9</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: *Widersprüche des Erbes*. In: Bourdieu, Pierre et al.: *Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft*. Konstanz: UVK 1997, S. 656. *Dort heißt es, ein solcher gespaltenen Habitus befinde sich in „ständiger Negation seiner selbst und seiner Ambivalenzen und somit einer Art Verdoppelung, einer zweifachen Selbstwahrnehmung und wechselnden Wahrheiten sowie einer Vielfalt von Identitäten“.*

biographisch oder in Form von – meist autobiographisch geprägter – fiktionaler Prosa den zwischen den Generationen verlaufenden gesellschaftlich-sozialen, ideologischen und gleichermaßen familiären Brüchen widmen, die im Vaternord einen Ausdruck und Höhepunkt finden und sich symptomatisch in den Krisen des Habitus manifestieren.

Konkret will ich mich im Rahmen dieser Diplomarbeit mit dem Narrativ der *Überwindung des autoritären Vaters* befassen, einem Vater-Typus also, dessen spezifischer Habitus und Charakter sich vorwiegend dem jeweiligen total(itär)en politischen, ideologischen oder religiösen System verdankt, dem er affektiv tief verbunden ist. Literarische Beispiele für die unter jenen despotischen Vätern leidenden Söhne, die ihre Erzeuger, mehr oder weniger erfolgreich, in mannigfacher Form zu überwinden suchen – als soziale Auf- oder Absteiger, als Feld- oder Schichtwechselnde, Künstler und Ästheten, politisch oder sexuell Andere – gibt es unzählige. Eines der – sowohl ästhetisch als auch psychologisch – herausragenden ist bestimmt Joseph Roths Romanfigur des Carl Joseph aus dem „Radetzkymarsch“, übrigens neben einer ganzen Reihe anderer Sohnesfiguren im Schaffen des Autors. Roth zeichnet mit dem Anti-Helden des historischen Romans den Prototypen des submissiven, nichtsdestoweniger (latent) aggressiven Vaternörders, dessen Leidensweg und scheiternde Emanzipation zu ausführlichen Überlegungen im Hinblick auf die Zusammenhänge zwischen Epochenbruch, Vaternord und Habituskrise Anlass gibt.

## II. Einige wesentliche Bestimmungen zum Narrativ „Epochenbruch, Vaternord und Habituskrise“

Im unten abgebildeten Modell (vgl. Abb. 1) soll die Struktur dieser eben erläuterten Entwicklung und damit gleichzeitig die hier postulierte Architektur des untersuchten Narrativs veranschaulicht werden. Wenn ich von „Narrativ“ spreche, so beziehe ich mich in vielen – wenn auch nicht allen – Aspekten auf die folgende, recht prägnante und konzise Definition von Walburga Hülk, die in ihrem Aufsatz gerade „Narrative der Krise“ in den Blick nimmt:

Ein Narrativ ist eine Erzählung, mündlich oder schriftlich, Alltagsbericht oder Dichtung, in der **Faktum und Fiktion vielfach nicht getrennt** sind. Narrative sind sinnstiftend, das heißt sie überführen Erlebtes in bekannte Kategorien, stellen vertraute Kontexte her. Elemente werden verknüpft, ausgewählt, weggelassen und auf das Narrativ hin zugespitzt. Das Narrativ **erklärt und interpretiert** bereits, setzt häufig Neues in Bezug mit Altem und führt zu etwas hin. **Narrative sind kulturspezifische, individuelle und kollektive Denkmuster, die Wahrnehmungen und Verhalten abbilden und ausdrücken. Das Narrativ „Krise“ reagiert auf ein unerwartetes, unübersichtliches Geschehen, dessen Folgen noch nicht abzuschätzen sind** (Hervorhebungen, A.M.).<sup>10</sup>

---

<sup>10</sup> Hülk, Walburga: Narrative der Krise. In: Fenske, Uta; Hülk, Walburga u.a. (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld: Transcript-Verlag 2013, S. 118.

So schlüssig diese Begriffsbestimmung ist, bedarf es doch noch eines wesentlichen Zusatzes, einer Klarstellung: Narrative schreiben sich m.E. Erzähltexten als latente Sinnzusammenhänge ein. Auch wenn ihnen ein *sinnstiftendes* Moment zugesprochen wird – das Adjektiv suggeriert einen Willen, eine bewusste Handlungsintention des Erzählers\*der Erzählerin – sind sie dennoch keineswegs immer und schon gar nicht vollständig *intentionales* Produkt einer geplanten Komposition, ebenso wenig sind sie mithin *bewusste* Bewältigungsstrategien. Das analysierte narrative Muster, wie es unten als Schema dargestellt ist, wäre vielleicht ohnedies treffender als eine *narrative Tiefenstruktur* bezeichnet. Aber auch für das Narrativ gilt, dass es wohl eher als *Ergebnis* einer differenzierten Textanalyse verstanden werden muss, denn als ein vom Autor bemühtes und strategisch eingesetztes diskursives resp. poetologisches Verfahren. So wird in dem im zweiten Teil untersuchten Text deutlich, dass zwar vermutlich (mehr oder weniger) bewusst mit unterschiedlichsten *Motiven* rund um den Vatermord oder den Vater-Sohn-Konflikt gearbeitet wird, in seiner Gesamtheit und Komplexität erschließt sich die zugrundeliegende narrative Architektur aber erst durch die sorgfältige hermeneutische Analyse. Ich folge hier der in der psychoanalytischen Literaturwissenschaft vertretenen Auffassung, dass literarische und Kunstwerke, in Analogie zum Traum, in Hinblick auf sowohl ihren manifesten als auch ihren latenten Gehalt verstanden werden können, wobei die vom Autor gewählten Motive eher der Oberflächenstruktur des Textes zuzuordnen wären, das komplexere und in vielen Teilen zweifellos unbewusste Narrativ mit seinen psychologischen, archaischen, mythologischen und soziologischen Spuren eher seiner Tiefenstruktur.<sup>11</sup> Damit ist sicherlich einigen Definitionen des Narrativ-Begriffs widersprochen, etwa jener, auf Basis einer äußerst differenzierten Kritik unterschiedlicher Verwendungsweisen in den jeweiligen kulturwissenschaftlichen Disziplinen formulierten Bestimmung von Norman Ächtler:

Das Narrativ ist eine integrative diskursive Kategorie von variierendem quantitativem Umfang und qualitativer Reichweite, deren stabilisierende Funktion darin besteht, kontingent erscheinenden Phänomenen oder Sachverhalten eine intelligible narrative Gestalt zu geben. Genauer gesagt, handelt es sich bei einem Narrativ um eine komplexere **intentionale und evaluative**, in sich sinnvoll abgeschlossene narrative Einheit von zeitweilig überindividueller identifikatorischer Relevanz, deren spezifische Konfiguration diskursiven Formationen innerhalb eines bestimmten Zeit-Raums eine konsistente Aussagestruktur und eine legitimatorische wie sinnstiftende Teleologie verleiht (Hervorhebungen, A.M.).<sup>12</sup>

Überraschender Weise wird auch hier wiederholt vom *intentionalen*, also bewussten, planvollen, systematischen Charakter des Narrativs gesprochen, was jedoch den nicht unwesentlichen

---

<sup>11</sup> Vgl. zur Traum-Analogie z.B. Schönau, Walter; Pfeiffer, Joachim: Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2003, S. 79ff.

<sup>12</sup> Ächtler, Norman: Was ist ein Narrativ? Begriffsgeschichtliche Überlegungen anlässlich der aktuellen Europa-Debatte. In: KulturPoetik 14 (2014), S. 258.

Aspekt negiert, dass jene „anthropologisch vorgegebene(n), kulturell entwickelte(n) und diversifizierte(n) Grundmuster“<sup>13</sup> stets erst nachträglich erkannt, benannt und schließlich als wiederkehrende, populäre, häufig: *Krisen*-Narrative in Forschung und/oder Medien gehandelt werden. Narrative „Hypercodes“ oder für die Literatur: sog. „Meistererzählungen“ oder „Große Erzählungen“ werden – darüber herrscht wohl ein Konsens – nicht absichtsvoll entworfen, sondern sie *erweisen* sich im Nachhinein als solche. Das widerspricht nicht per se der Auffassung von der Orientierungs- und Stabilisierungsfunktion derartiger Erzählmuster, Autor\*innen schreiben aber doch i.d.R. nicht, um (sich und anderen) Orientierung zu geben, kontingente Phänomene überschaubar zu machen oder sie zu „evaluieren“. Das mag vielleicht ein unbewusstes *Movens* sein, viele Autor\*innen würden sich aber vermutlich in ihrem ästhetischen Anspruch übergangen oder missverstanden fühlen, wollte man ihnen unterstellen, sie verfolgten mit ihren Erzählungen, denen besagte *sinnstiftende* Narrative durchaus zugrunde liegen mögen, das Ziel, primär Therapeutika für Krisenzeiten zu schaffen.

Trotz des prekären begrifflichen und methodologischen Status des Narrativs – Wolfgang Müller-Funk betont die problematische Doppelfunktion als *Analysegegenstand* und *Methode*<sup>14</sup> – wird auch in Folge dieser Terminus von mir bemüht, in Abgrenzung zu Erzählung, Plot und Motiv. Ich schließe mich der von Ächtler zwar als unscharf kritisierten, aber nichtsdestoweniger praktikablen Unterscheidung von „Narrativ“, „Erzählung“ und „Narration“ von Müller-Funk an. Er versteht das Narrativ als „theoretisch strenger gefaßte Kategorie, die auf das *Muster* abzielt, Erzählung als vorläufigen Begriff in einem formal unproblematisierten Allerweltssinn und Narration als einen Terminus, der den Akt und das Prozessuale einschließt und exakter ist als jener der Erzählung, die im Deutschen sowohl die Narration wie das Narrativ einschließt (Hervorhebung, A.M.).“<sup>15</sup>

Das in der Abbildung dargestellte *Muster* nun lässt sich – so meine These – nach eingehender Analyse als narrative Tiefenstruktur in einer ganzen Reihe von Texten (vgl. ST, Kap. IV) erkennen resp. erschließen, wenn auch oftmals nicht in seiner Gesamtheit. Gerade dort, wo der Vaternord misslingt und/oder wo es etwa zum Tod bzw. Suizid der Söhne kommt, entfällt jene dritte Phase der Rekonsolidierung, Integration und Rekonstruktion von Identität und Habitus. Auf eine kurze Formel gebracht, könnte eine Beschreibung dieses Narrativs der Krise wie folgt

---

<sup>13</sup> Schönert, Jörg: Zum Status und zur disziplinären Reichweite von Narratologie. In: Borsó, Vittoria; Kann, Christoph (Hg.): *Geschichtsdarstellung. Medien – Methoden – Strategien*. Köln u.a.: Böhlau 2004, S. 131.

<sup>14</sup> Vgl. Müller-Funk, Wolfgang: Ein Begriff in aller Munde. Was ist ein Narrativ? In: *Der Standard* (Wien), 6.5.2019.

<sup>15</sup> Müller-Funk, Wolfgang: *Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung*. Wien u.a.: Springer 2008, S. 15.

lauten: *Vatermord und Epochenbruch sind korrelierende Phänomene, sie stehen in einem komplizierten Verhältnis von gegenseitiger Beeinflussung und Bedingtheit zueinander, wobei sich die Söhne in einer ersten Phase zunächst mit den idealisierten, hier: autoritären Vätern identifizieren, sich deren Habitus aneignen, um sich – im Zuge historischer Umbrüche und als Folge von zunehmend realisierten Misshandlungen und schmerzlichen Enttäuschungen – in einer zweiten Phase radikal vom Vater abzuwenden, einen psychisch und physisch notwendigen (symbolischen) Vatermord begehen, der zunächst in eine existenzielle Krise, verbunden mit der Gespaltenheit des Habitus, führen muss. Dieser Prozess ist von unterschiedlichen Symptomen, wie dem Hysteresis-Effekt (Bourdieu) – also der Unangepasstheit des Habitus und dadurch entstehende Diskordanzen – oder Stadien von Melancholie, Gehemmtheit oder Manie, begleitet, und mündet günstigenfalls in eine dritte Phase der Rekonsolidierung des Subjekts.*

**Narrativ: Epochenbruch, Vatermord und die Krisen des Habitus**

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |                                                                                     |                                                                                                                                                                                                                                                                                 |                                                                                                                                                                                                                                                                      |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-------------------------------------------------------------------------------------|---------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>Epoche/Ära/Religiöses oder Politisches System/Ideologie</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Habsburgische Monarchie</li> <li>- Wilhelmisches Reich</li> <li>- Faschismus/Nazismus</li> <li>- Kommunismus/Sozialismus</li> <li>- usw.</li> </ul>                                                                                                                                                                                                                                                                                  | <b>Epochenbruch/Zäsur/Schwelle</b><br>Umbruch/Wertewandel                           | <b>„Post“- ...</b><br><br><b>KRISEPHASE</b>                                                                                                                                                                                                                                     | <b>Neue Epoche</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Demokratien</li> <li>- Republiken</li> <li>- Deutsche Einheit</li> <li>- 68-Generation</li> <li>- usw.</li> </ul>                                                                                        |
| <b>Väter-Generation</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Habitus <ul style="list-style-type: none"> <li>○ militärischer</li> <li>○ faschistischer</li> <li>○ sozialistischer</li> <li>○ provinzieller</li> <li>○ usw.</li> </ul> </li> <li>▪ Typus <ul style="list-style-type: none"> <li>○ autoritärer</li> <li>○ narzisstischer</li> <li>○ heroischer</li> <li>○ postheroischer</li> </ul> </li> <li>▪ Erziehungsideale<br/>≈ Typus/Habitus</li> <li>▪ Männlichkeitsentwurf</li> <li>▪ Symbolisches/Kulturelles Kapital</li> </ul> |  | <b>Vätergeneration</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Tote Väter</li> <li>▪ murdered father/dead father (R. Perleberg)</li> <li>▪ Schatten des (Vater-)Objekts (S. Freud)</li> <li>▪ Vater-Introjekt</li> <li>▪ widersprüchliches Erbe</li> </ul>                     | <b>Vätergeneration</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Tote Väter</li> <li>▪ Vatersehnsucht</li> <li>▪ Ersatz-Väter/Väter-Ersatz</li> </ul>                                                                                                                 |
| <b>Generation der Söhne</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Identifizierung</li> <li>▪ Mimikry/Imitation/Modelllernen</li> <li>▪ Habitualisierung</li> <li>▪ Idealisierung</li> </ul>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               |  | <b>Vatermord/Verwerfung des Erbes:</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Desidentifizierung</li> <li>▪ Ent-Idealisierung</li> <li>▪ Dehabitualisierung</li> <li>▪ Habituswandel</li> <li>▪ Gespaltener Habitus/Krise des Habitus</li> <li>▪ Hysteresis-Effekt</li> </ul> | <b>Generation der Söhne</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Rekonsolidierung</li> <li>▪ Integration</li> <li>▪ (Re-)Konstruktion: <ul style="list-style-type: none"> <li>○ Habitus</li> <li>○ Identität</li> <li>○ Identifizierungen</li> </ul> </li> </ul> |

Abb. 1

Ohne vorerst auf die einzelnen Elemente und Aspekte dieser Entwicklung einzugehen – sie werden in den folgenden Kapiteln ausführlich erörtert – sei vielleicht auf eine zentrale Frage

eingegangen, die sich angesichts dieser Skizze rasch stellen mag: *Was hat es mit dieser auffälligen Wechselbeziehung von Vatern und Epochenbruch auf sich? Oder anders formuliert: Warum scheinen Schwellenzeiten besonders dazu einzuladen oder gar aufzufordern, die Väter zu beseitigen?* Barbara Stambolis nennt in ihrem Essay über die „Befreiung von den Vätern, Vatersehnsucht und Vaterlosigkeit“ spezifische, in Umbruchszeiten tiefgreifenden Veränderungen unterworfenen, sozioökonomischen Bedingungen als Ursache für den Autoritätsverlust der Väter. Die Umstrukturierung der Arbeitswelt ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts habe zu veränderten Sozialisationsbedingungen von Kindern und Jugendlichen geführt. Die Rolle des Vaters als „Vermittler von Lebenspraxis“ habe an Bedeutung verloren, an die Stelle von „Tradition, Erfahrung und Lebensalter“ seien Werte wie „Flexibilität und Mobilität“ getreten.<sup>16</sup> Mit Pierre Bourdieu ließe sich ergänzen, dass in ausdifferenzierten Gesellschaften die *Bildungsinstitution*, die Schule, sukzessive die „Verfügensmacht“ übernimmt und das alleinige „Wort des Vaters“ zurückdrängt.<sup>17</sup> So kann man annehmen, dass dieser strukturelle Autoritätsverlust der Väter eine relevante soziologische Vorbedingung für ihren Sturz durch die Söhne ist, denn eine unangefochtene, als unumstößlich vorgestellte Autorität würde niemand zu stürzen wagen, es sei denn vielleicht in selbstmörderischer Absicht. Stambolis rekurriert zudem noch auf eine weitere soziale Realität: die Arbeitslosigkeit in Nachkriegszeiten, die mitunter einen Kampf um Arbeitsplätze bedeutete, der sich gleichzeitig als Kampf der Generationen geriert habe.<sup>18</sup> Dem noch vorgeschaltet sei ein stärkeres Bewusstsein für Generationen, das sich von der Rekrutierungspraxis im Ersten Weltkrieg und entsprechenden *Procedere* der Jahrgangseinteilungen herleite. Krieg, Wirtschaftskrisen oder Konjunktur-Wunder, mehr oder weniger plötzliche ökonomische Revolutionen, technologische Durchbrüche u. dgl. Zäsuren bereiten den Boden für Verschiebungen in den gesellschaftlichen Machtverhältnissen und jenen innerhalb von Familien. Der *pater familias* verliert also – historisch betrachtet – zunehmend an struktureller, wenn auch nicht zwingend an symbolischer Macht. Der Vater-Sohn-Konflikt schließlich kehrt, wie auch Theo Elm in seinem für unsere Zwecke zentralen Aufsatz „Auch eine Literaturgeschichte. Väter und Söhne – 1945, 1968, 1989“ konstatiert, verstärkt und mit auffälliger Verlässlichkeit zu Zeitenwechseln wieder. So würden „(v)om Sturm und Drang bis zum Expressionismus (...)“

---

<sup>16</sup> Vgl. Stambolis, Barbara: Befreiung von den Vätern, Vatersehnsucht und Vaterlosigkeit. Historische Diskurse im 20. Jahrhundert. In: *figurationen* 2/05, S. 33ff.

<sup>17</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 651.

<sup>18</sup> Vgl. Stambolis, Barbara: Befreiung von den Vätern, S. 36.

Epochenbrüche als familiäre Revolten, d.h. als Vater-Sohn-Konflikte inszeniert“<sup>19</sup>. Das Erzählmotiv erfreue sich Beliebtheit in der literarischen Darstellung von historischen Zäsuren insbesondere seiner mythischen Qualität, seiner Bildhaftigkeit und haltgebenden Funktion wegen.<sup>20</sup> Sigmund Freuds kulturhistorische Erzählung vom *Mord am Hordenvater* als Urphantasie mit einiger Suggestivkraft bilde gleichzeitig die Folie für alle weiteren Umbrüche und Umstürze, ist gleichsam archaisches Vorbild und Präkonzeption für jedwede radikale Veränderung der Sozialordnung. „Hier und dort“, resümiert Elm mit Blick auf die deutsche Literatur, „sind es die Söhne, die im Konflikt eine neue Ära, Selbst- und Weltsicht ankündigen“<sup>21</sup>. Freilich lässt sich ein solcher „männlicher“ und im Grunde durch und durch patriarchaler Blick, der die Töchter keines Wortes würdigt, heute nicht mehr aufrechterhalten und es bedürfte einer ganz wesentlichen Ergänzung. Elm hat allerdings männliche Autoren im Sinn, wenn er seine Überlegungen anstellt – dass es zu jedem Zeitpunkt wohl auch schreibende Frauen gegeben hat, die weitere, mitunter auch divergierende Perspektiven auf die sowohl gesellschaftlichen als auch familiären Revolten bieten, steht noch einmal auf einem anderen Blatt.

Verschiedene mögliche Antworten darauf, weshalb Vaternmord und Epochenbruch so offenkundig miteinander zu tun haben, mag auch die Textanalyse liefern. Die Frage nach der Korrelation und Wechselbeziehung wird jedenfalls noch öfter gestellt werden müssen. Vor der eingehenden Erörterung der einzelnen Elemente des narrativen Schemas, wie es oben vorgestellt wurde, sowie zugehöriger Theoreme aus Psychoanalyse, Soziologie und Kultur- und Literaturtheorie sei noch einem für Methodologie und theoretischen Horizont dieser Arbeit wesentlichen – weil impulsgebenden – Grundtext einige Aufmerksamkeit gewidmet.

### III. Ein Ausgangspunkt: Bourdieus Soziologie des Vaternmords

Den Ausgangspunkt und zündenden theoretischen Impuls für meine Überlegungen zum oben eingeführten Narrativ und seinen mythologischen Vorläufern (v.a. genannter Mythos Freuds in „Totem und Tabu“) bildet Pierre Bourdieus 1993 erschienener, kurzer Text „Die Widersprüche des Erbes“, worin dieser sich einem kniffligen Paradoxon widmet, das er wie folgt zusammenfasst:

Eine gelungene Erbschaft (v.a. bezogen auf die von Vätern i.d.R. gewünschte Perpetuierung oder Verbesserung der gesellschaftlichen Position der Erben, Anm. A.M.) ist ein auf Befehl

---

<sup>19</sup> Elm, Theo: Auch eine Literaturgeschichte. Väter und Söhne – 1945, 1968, 1989. In: Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Band 3: Entwicklungen, Kontexte, Grenzgänge, hg. v. Michael Grote und Beatrice Sandberg. München: Iudicum 2009, S. 243.

<sup>20</sup> Vgl. ebda.

<sup>21</sup> Ebda. S. 244.

des Vaters hin vollzogener Vaternord. Der Erbe übertrifft den Vater, um auf diese Weise ihn und sein „Projekt“ weiterzuführen (...).<sup>22</sup>

Die stets unbewusste väterliche Botschaft ist also eine äußerst zwiespältige, kann er – der Vater – doch seinen eigenen Tod, sein „mörderische(s) Übertröffenwerden“<sup>23</sup> unmöglich wollen. Gleichzeitig muss er ihn wollen, denn die ersohnte *Weitergabe des Erbes*, die Fortführung des im Grunde narzisstischen väterlichen „Projekts“ ist in der Konzeption Bourdieus nur dann gesichert, wenn der Sohn sich vom Vater unterscheidet, er über ihn hinauswächst. Die widersprüchliche Anforderung treibt den Sohn allerdings in ein Dilemma, einen unlösbaren Konflikt, lautet doch die Formel:

Je erfolgreicher du bist (also je mehr du den väterlichen Wunsch erfüllst, dich erfolgreich zu sehen), umso mehr scheiterst du, umso mehr vernichtest du deinen Vater, entfernst dich von ihm; und umgekehrt, je mehr du scheiterst (und damit den unbewußten Wunsch des Vaters erfüllst, der niemals vollständig und im aktiven Sinne seine Verneinung wollen kann), umso erfolgreicher bist du.<sup>24</sup>

Entscheidend erscheint mir, dass der Vaternord in der Deutung Bourdieus nicht – wie in vielen klassischen psychoanalytischen Theorien – dem Sohn allein „anzulasten“ wäre, motiviert etwa durch ödipale, Rache- oder Neidgefühle, sondern dass es sich um ein *kollusives* Moment handelt, dass also gewissermaßen beide, Vater wie Sohn, Anteil am und Verantwortung für den Patrizid haben. Die Argumentation nimmt ihren Ausgang freilich vom Standpunkt der Soziologie, so sieht Bourdieu in den unerbittlichen *sozialen* Gegebenheiten eine wesentliche Ursache für den Vater-Sohn-Konflikt, nicht die Familie sei „eigentliche Quelle des Unbehagens“<sup>25</sup>, während psychoanalytische Theoreme intrapsychische oder intersubjektive Dynamiken fokussieren. Über das nichtsdestotrotz zu beobachtende *Ineinander* psychoanalytischer und soziologischer Begriffs- und Theoriebildung bei Pierre Bourdieu, der auch wiederholt als „Analytiker des Sozialen“<sup>26</sup> bezeichnet wird, noch weiter unten. Der in der Sammlung mit dem vielsagenden Titel „Das Elend der Welt“ veröffentlichte Text eignet sich nicht nur aufgrund der darin neuartig beschriebenen Vater-Sohn-Konstellatation als theoretische Folie, sondern gerade weil sowohl psychologische, als auch soziologische und (etwas indirekter) historische Kategorien für die Beschreibung und Interpretation eines archaischen Phänomens herangezogen und miteinander in Beziehung gesetzt werden. Die Verbindung *psychoanalytischer* Begrifflichkeiten – wie Identifizierung, Ideal, unbewusster Wunsch – und *historischer* Analysen/Diagnosen in Hinblick auf den kontinuierlichen gesellschaftlichen Wandel mit *soziologischen* Konzepten wie dem „Habi-

---

<sup>22</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 652.

<sup>23</sup> Ebda.

<sup>24</sup> Ebda. S. 654.

<sup>25</sup> Ebda. S. 656.

<sup>26</sup> Vgl. King, Vera: Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen. Methodologische und konzeptionelle Bezüge zur Psychoanalyse sowie sozialpsychologische Perspektiven im Werk Bourdieus. In: sozialersinn 1 (2015), S. 3-28.

tus“ erlauben einen größeren Zusammenhang in den Blick zu nehmen als es etwa eine ausschließlich psychoanalytische Deutung ermöglichen würde. So zeigt Bourdieu u.a. am Beispiel des potentiellen sozialen Aufsteigers, wie verschiedene Kräfte zusammenspielen: Söhne sind zum einen konfrontiert mit den genannten widersprüchlichen, mitunter unbewussten Forderungen der Väter – „Sei wie ich, mache es wie ich, und: Sei anders, geh’ fort.“<sup>27</sup> bzw. *Töte mich! Töte mich bloß nicht!* – und treffen auf eine soziale Wirklichkeit, in der Bildungsinstitutionen als „machtvollens Realitätsprinzip“<sup>28</sup> einen sozialen Aufstieg sowohl ermöglichen, als auch verhindern können. Sind sie – die Söhne – erfolgreich, ergo droht ihnen das Schicksal des Vatermörders, so bedeutet das nicht selten eine schwere Krise. Bourdieu diagnostiziert:

Solche Erfahrungen neigen dazu, einen zerrissenen, in sich gespaltenen Habitus hervorzu-  
bringen, der sich in ständiger Negation seiner selbst und seiner eigenen Ambivalenzen befindet und somit einer Art Verdoppelung, einer zweifachen Selbstwahrnehmung und wechselnden Wahrheiten sowie einer Vielfalt von Identitäten ausgeliefert ist.<sup>29</sup>

Besonders der „Aufsteiger-Sohn“ findet sich in der vorerst aporetisch anmutenden Situation wieder, weder den väterlichen Habitus erben und stabil fortführen zu können/wollen, noch sich in dieser Phase einen neuen Habitus vollständig aneignen und den väterlichen ersetzen zu können. Die *Krise des Habitus* ist also, wie oben schon angedeutet, im Wesentlichen zu verstehen im Sinne seiner Gespaltenheit und „Transgression“<sup>30</sup>. Bourdieu verabsäumt es jedoch in diesem Aufsatz, sich zu der Frage zu äußern, ob es überhaupt einen gangbaren Weg aus diesem Dilemma gibt und wie dieser auszusehen hätte. Das ist freilich auch nicht Ziel seiner Soziologie, versucht er doch hier vielmehr zu enthüllen, „daß in der Erzählung von höchst persönlichen Problemen, von scheinbar eindeutig subjektiven Spannungen und Widersprüchen, häufig grundlegende Strukturen der sozialen Welt und ihre Widersprüche zum Ausdruck kommen“<sup>31</sup>.

#### IV. Textkorpus

Im analytischen Teil meiner Diplomarbeit werde ich mich mit der Zäsur 1914/18 beschäftigen und mich hier auf diese, aus Platzgründen, auch beschränken müssen. Dabei soll einer der populärsten Epochenromane der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts untersucht werden: Joseph Roths „Radetzkymarsch“ aus dem Jahr 1932. Während relevante deutschsprachige Zeitromane, wie z.B. Ernst Glaesers „Jahrgang 1902“, oftmals die kriegsbegeisterte, verblendete und omnipotent agierende Vätergeneration des *Deutschen Kaiserreiches* und die sie zunächst noch bewundernden, bejubelnden Söhne porträtieren, um sich erzählerisch schließlich der sukzessiven,

---

<sup>27</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 655.

<sup>28</sup> Ebda. S. 651.

<sup>29</sup> Ebda. S. 656.

<sup>30</sup> Ebda. S. 651.

<sup>31</sup> Ebda. S. 656.

schmerzlichen Desillusionierung und Ent-Idealisierung des Krieges und seiner (oftmals toten) Helden zu widmen („La guerre, ce sont nos parents!“<sup>32</sup>), fehlt es Roths in der *Habsburger Monarchie* tief verwurzelten männlichen Protagonisten von jeher an Aktivität, Lebenskraft und Gestaltungswillen, letztlich auch an libidinös gebundener, produktiver Aggression und Sublimierungsfähigkeit. Beide genannte Autoren – auf Glaeser will ich in einer geplanten Folgearbeit näher eingehen – beschreiben Konstellationen, in denen ein (partieller) Vaternord auf den ersten Blick (!) misslingen muss. In dem einen Fall sterben die Väter – jedenfalls physisch – von alleine oder kehren invalide und gebrochen zurück, im anderen Fall sind die Söhne immer schon zu schwach, um sich aufzulehnen oder sterben gar vor ihren Vätern. So eindeutig ist die Frage nach Glücken oder Missglücken des Patrizids bei genauerer Betrachtung allerdings keineswegs zu beantworten, wie sich zeigen wird. Für die Analyse der Krise des militärischen Habitus – als Habitus der Väter, der den Söhnen nicht mehr passen will – eignet sich Roths Text geradezu ideal.

Einige weitere relevante Texte, die spätere historische Einschnitte thematisieren, sollen hier zumindest Erwähnung finden, auch wenn sie im Rahmen der vorliegenden Arbeit mangels Raum nicht untersucht werden können: Den nächsten Epochenbruch markieren erwartungsgemäß Zweiter Weltkrieg und Holocaust. In den ab zwanzig Jahre nach Kriegsende entstehenden „Väterbüchern“ versucht eine Generation von Söhnen<sup>33</sup> sich des väterlichen Erbes, stets auch einer sadistisch-übermächtigen, hemmenden Vaterrepräsentanz zu entledigen. Der Romanessay „Die Reise“ von Bernward Vesper, Sohn des Nazi-Schriftstellers Will Vesper und eine Zeitlang Lebensgefährte Gudrun Ensslins, ist ein solches eindrucksvolles Dokument eines ambivalent besetzten Kampfes, nicht nur gegen den Vater und dessen Generation, sondern auch gegen den (klein)bürgerlichen Kosmos, den Kapitalismus, den Amerikanismus und all jene Größen, Institutionen und Entwicklungen, die die 68er-Bewegung zum Feindbild erklärt hat. Vespers Buch ist eine persönliche und literarische Revolte, der Vaternord hat neben der narrativen auch eine eminente poetologische Dimension. Es gälte hier zu fragen, mit welchen narrativen und formalen/ästhetischen Mitteln diese Abrechnung mit dem *faschistischen Habitus* des Schriftsteller-Vaters ge- und misslingt zugleich.

Eine Untersuchung autofiktionaler Texte von Heiner Müller und Thomas Brasch verspricht einigen Aufschluss über das Narrativ und seine Variationen angesichts einer weiteren Schwelgenzeit, wobei die Aufmerksamkeit hier dem (versuchten) Sturz der Väter im Zusammenhang

---

<sup>32</sup> Glaeser, Ernst: Jahrgang 1902. Kronberg im Taunus: Athenäum 1978, S. 100.

<sup>33</sup> Anm. Zu den Autor\*innen von „Väterbüchern“ gehören natürlich auch Frauen, sie finden angesichts des hier im Zentrum stehenden Vater-Sohn-Konflikts immer nur am Rande Erwähnung. Dem Tochter-Sohn-Konflikt widmen sich eigene Arbeiten, vgl. z.B.: Spooren, Dagmar: Unbequeme Töchter, entthronte Patriarchen. Deutschsprachige Bücher über Väter von Autorinnen. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verlag 2001.

mit dem *sozialistischen Habitus* als Rettung und/oder Fluch gilt. Während sich der ältere der beiden, Müller, vom impotenten Vater enttäuscht abwendet, um sich zunächst dem idealen Ersatzvater oder Väterersatz, d.h. dem Sozialismus als väterliches Prinzip, zuzuwenden, gelangt Brasch zum provokativen Fazit, dass die Söhne vor den – sozialistischen – Vätern und durch ihre Hand stürben, den umgekehrten Fall, also einen etwaig drohenden Vaternord, zu vereiteln. Die Schwellenzeiten 1939/1945 bzw. 1968 und 1989 werden aber, wie gesagt, Gegenstand einer zukünftigen Arbeit sein.

## **V. Forschungslage: Väterbücher**

Das vieldeutige Vater-Sohn-Verhältnis, insbesondere der akute Vater-Sohn-Konflikt erfreut sich, wie ein Blick in einschlägige Lexika und Datenbanken rasch zeigt, in der Literatur wie auch in der kulturwissenschaftlichen Forschung anhaltenden Interesses. Von Belang für dieses Diplomarbeitsvorhaben ist allerdings – wie oben beschrieben – nur eine sehr spezifische narrative Konstellation entlang von Epochenbrüchen, die sich, wie Theo Elm im oben erwähnten Aufsatz vorschlägt, als Vater-Sohn-Konflikte manifestieren können. Das Motiv des Vaternords, oft in Verbindung mit der Vatersuche oder Vatersehnsucht wurde vor allem in z.T. wegweisenden monographischen Arbeiten über die Väterliteratur der siebziger und achtziger Jahre zum Gegenstand gemacht, vgl. insbesondere Claudia Maelshagens Untersuchung über den „Schatten des Vaters“, Mathias Brandstädters Analyse über die „Folgeschäden“ des Faschismus oder Dominika Borowiczs Studie zur „Vater-Spuren-Suche“. Der gut beforschten literarischen Abrechnung mit den NS-Vätern gehen aber bereits eine Reihe von Vater-Sohn-Krisen voraus. Findet die Zurückweisung des väterlichen (i.d.F.: bürgerlich-aristokratischen) Erbes um 1900 im Ästhetizismus als Eskapismus ihren Ausdruck, so greifen die expressionistischen Dramatiker (Hasenclever, Heym, Bronnen u.a.) mitunter zu asymbolischen, drastisch-blutigen Mitteln, um ihre Väter zu beseitigen, vgl. dazu etwa Marie-Claire Mérys luziden Text „Vaternord im expressionistischen Drama“. Vom missglückenden Vaternord einer um die Jahrhundertwende herum geborenen Generation zeugen, wie erwähnt, ganz besonders die Prosa-Texte Joseph Roths, insbesondere der zu analysierende Roman „Radetzkymarsch“. Dem Vater-Sohn-Verhältnis bei Roth widmen sich u.a. Joseph Christian Aigner, John Margetts, Magdalena Mistewicz, Malcolm Spencer und Thomas Müller, die allerdings überwiegend zu einer anderen Auffassung gelangen, wie ich sie in meiner Interpretation vertreten werde. Hervorzuheben ist eine ältere Studie von Maud Curling, die sich sehr differenziert den psychosozialologischen Aspekten

der Figurengestaltung im „Radetzkymarsch“ widmet. Ihr Forschungszugang ist stark psychoanalytisch geprägt, umso überraschender, dass der Begriff „Vatermord“ kein einziges Mal von ihr aufgegriffen wird.

Für den methodischen Zugang (Psychoanalyse, Soziologie Bourdieus) greife ich, neben der einschlägigen psychoanalytischen Literatur zum Vatermord – allen voran natürlich S. Freuds Arbeit „Totem und Tabu“ – auf mehrere Texte Pierre Bourdieus zurück. Neben dem Impulstext sind v.a. seine Arbeiten „Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft“ und „Zur Soziologie der sozialen Formen“ hier von Relevanz. Bekanntlich hat Bourdieu aber keine systematische Ausarbeitung des Habitus-Konzepts vorgelegt, sodass sich wesentliche Bestimmungsstücke seiner Theorie auf viele seiner Texte verteilen. Um eine für meine Arbeit sehr relevante Zusammenführung von Konzepten der Psychoanalyse und der Bourdieu'schen Soziologie bemüht sich Vera King in ihrem Beitrag „Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen“. In die Literaturwissenschaft hat bisher nur das Habitus-Konzept und die Feldtheorie Bourdieus Eingang gefunden, vgl. z.B. das Themenheft der Zeitschrift LiThes. Maja Suderlund beschäftigt sich darin mit der Frage, wie das Habitus-Konzept methodologisch für die Literaturwissenschaft nutzbar gemacht werden kann, Norbert Christian Wolf demonstriert die romankonzeptionelle Funktion der Habitusgestaltung am Beispiel des militärischen Habitus in Kakanien in Musils „Mann ohne Eigenschaften“. Helmut Kuzmics nimmt den „Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur“ in den Blick, wobei auch er den für unsere Zwecke interessanten habsburgischen Militärhabitus fokussiert. Für die Anwendung der von mir angestrebten Methodenkombination (Habitus *und* Vatermord) gibt es allerdings im Bereich der Literaturwissenschaft noch keine „Vorlage“, auf die zurückgegriffen werden könnte.

## VI. Theoretische Erkundung I: Der Vatermord in der Psychoanalyse

Der Vatermord ist nach bekannter Auffassung das Haupt- und Urverbrechen der Menschheit wie des Einzelnen. Er ist jedenfalls die Hauptquelle des Schuldgefühls, wir wissen nicht, ob die einzige (...).

*Sigmund Freud: Dostojewski und die Vätertötung, 1925*

Man kann die Gesellschaftsordnung und ihre Umwandlung als ein technisches Problem der Organisation oder als politisches Problem behandeln, das heißt die Frage stellen, welche Interessen und Machtfaktoren miteinander kämpfen und welche Mittel jedem speziellen Interesse und Machtfaktor dienen. In diesem Falle wird man zu jeder ursächlichen Erklärung die seelischen Vorgänge mitberücksichtigen müssen.

*Paul Federn: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft, 1919*

### 1) Ursprünge eines überdauernden Motivs

„The discovery of the desire to kill the father is one of the scandals of psychoanalysis, together with the discovery of infantile sexuality“<sup>34</sup>, behauptet die Anthropologin und Psychoanalytikerin Rosine J. Perelberg. Neben dieser „Eignung“ als gesellschaftliches Skandalon, wirft der Patrizid vor allen Dingen einige *epistemologische* Probleme auf. Haben wir es beim Vatermord lediglich mit einer schillernden *Metapher* zu tun? Mit einer (phylogenetischen) *Phantasie* oder einem *Begehren*? Handelt es sich dabei vorwiegend um ein am Schreibtisch entworfenen, elaboriertes psychoanalytisches *Konzept*? Oder fließt tatsächlich Blut? Bewegen wir uns – mit Jacques Lacan gesprochen – im Feld des Symbolischen, des Imaginären oder des Realen? Sigmund Freud selbst schwankt in seiner Konzeptualisierung zwischen der Annahme eines in Vorzeiten tatsächlich verübten, späterhin aber verdrängten Mordes am Vater und der Behandlung des mörderischen Geschehens als Mythos.<sup>35</sup> In der Ödipus-Sage findet Freud ein für die klassische Psychoanalyse zentrales anthropologisches Phänomen poetisch-dramatisch ausgestaltet, das er erstmals in der „Traumdeutung“ von 1900 näher beleuchtet: die (i.d.F. heterosexuelle) inzestuöse Liebe zum gegen- und die Rivalitätsgefühle gegenüber dem gleichgeschlechtlichen Elternteil. Im Zuge seiner Analyse „typischer Träume“<sup>36</sup> richtet Freud sein Augenmerk auf den geträumten „Tod teurer Personen“ und entlarvt die Traumsequenzen als Wunscherfüllung, wenngleich dieser mörderische Wunsch kein *aktueller* sein müsse – später wird Freud die Atemporalität, die Zeitlosigkeit, als Charakteristikum des Unbewussten beschreiben und die

---

<sup>34</sup> Perelberg, Rosine J.: Murdered father; dead father: Revisiting the Oedipus complex. In: Int J Psychoanal 2009/90, S. 724.

<sup>35</sup> Vgl. Perelberg, Rosine J.: Murdered father; dead father, S. 714.

<sup>36</sup> Freud, Sigmund (1900a): Die Traumdeutung. In: Freud, Sigmund: GW II/III, S. 246ff.

Fluidität unbewusster Elemente, wie z.B. infantiler Triebwünsche, behaupten. Der auf den (häufiger, nicht aber ausschließlich) gleichgeschlechtlichen Elternteil gerichtete Todeswunsch bereite hinsichtlich seiner empirischen Belegbarkeit kaum Probleme:

Wenn der kleine Knabe neben der Mutter schlafen darf, sobald der Vater verreist ist, und nach dessen Rückkehr ins Kinderzimmer zurück muss (...), so mag sich leicht der Wunsch bei ihm gestalten, daß der Vater immer abwesend sein möge, damit er seinen Platz bei der lieben, schönen Mama behalten kann, und ein Mittel zur Erreichung dieses Wunsches ist es offenbar, wenn der Vater tot ist, denn das eine hat ihn seine Erfahrung gelehrt: ‚tote‘ Leute, wie der Großpapa z.B., sind immer abwesend, kommen nie wieder.<sup>37</sup>

Das Rivalitätsverhältnis zwischen Vater und Sohn liegt für Freud aber nicht ausschließlich im infantil-sexuellen Begehren des Sohnes für die Mutter begründet. In Rekurs auf die Mythologie (Kronos, Zeus) streicht er die „Machtfülle“ und „Rücksichtslosigkeit“ des Väterlichen hervor – ein Motiv, das er in „Totem und Tabu“ (1913) wieder aufgreifen wird – und legitimiert damit gewissermaßen den *Willen zur Macht*, den er im männlichen Erben regelmäßig erkennt:

Je unumschränkter der Vater in der alten Familie herrschte, desto mehr muß der Sohn, als berufener Nachfolger in die Lage des Feindes gerückt, desto größer muß seine Ungeduld geworden sein, durch den Tod des Vaters selbst zur Herrschaft zu gelangen.<sup>38</sup>

Die sophokleische Tragödie des Vaternörders Ödipus schließlich ergreife uns nicht zuletzt deshalb so, weil „(sein Schicksal) auch das unsrige hätte werden können, weil das Orakel vor unserer Geburt denselben Fluch über uns verhängt hat wie über ihn“<sup>39</sup>. Der Ödipus-Komplex, wie Freud das Phänomen ab 1910 bezeichnen wird<sup>40</sup>, hat also universellen Status und sein Eintreten gilt bereits „vor unserer Geburt“ als gesichert.<sup>41</sup> Der Patrizid als *ein* Szenario im Zusammenhang mit dem Ödipus-Komplex, und also die (Wunsch-)Vorstellung von einem ermordeten Vater (*murdered father*<sup>42</sup>), kann als universale infantile Phantasie verstanden werden.

## 2) S. Freuds „Totem und Tabu“

Hinsichtlich solcher Urphantasien, wozu z.B. auch die Urszene oder die Kastration gehören, hält Freud es für „sehr wohl möglich, daß (diese) in den Urzeiten der menschlichen Familie einmal Realität war(en), und daß das phantasierende Kind einfach die Lücken der individuellen

---

<sup>37</sup> Freud, Sigmund (1900a): Die Traumdeutung, S. 264f.

<sup>38</sup> Ebda. S. 263.

<sup>39</sup> Ebda. S. 269.

<sup>40</sup> Vgl. Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt: Suhrkamp 1973, S. 351ff.

<sup>41</sup> Anm. Diese Auffassung von der Universalität des Ödipus-Komplexes teilen nicht alle, was nicht verwundern mag. J.-M. Quinodoz nennt etwa die Anthropolog\*innen Margret Mead und Bronislaw Malinowski, die Zweifel zum Ausdruck gebracht hätten. Vgl. Quinodoz, Jean-Michel: Freud lesen. Eine chronologische Entdeckungsreise durch sein Werk. Gießen: Psychosozial-Verlag 2011, S. 221.

<sup>42</sup> Vgl. zur Unterscheidung von *murdered father* und *dead father*: Perelberg, Rosine J.: Murdered father; dead father: Revisiting the Oedipus complex; bzw. weiter unten.

Wahrheit mit prähistorischer Wahrheit ausgefüllt hat“, es handelt sich dabei demnach um „phylogenetische(n) Besitz“. <sup>43</sup> In „Totem und Tabu“ spekuliert er schließlich darüber, wie eine solche prähistorische Wahrheit im Einzelnen ausgesehen haben könnte. In Rekurs auf die Darwin'sche Urhorde und den an ihrer Spitze stehenden „gewalttätige(n), eifersüchtige(n) Vater“, der „alle Weibchen für sich behält und die heranwachsenden Söhne vertreibt“, schildert Freud schließlich folgendes archaisches Szenario:

Eines Tages taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem einzelnen unmöglich geblieben wäre. (...) Der gewalttätige Urvater war gewiß das beneidete und gefürchtete Vorbild eines jeden aus der Brüderschar gewesen. Nun setzten sie im Akte des Verzehrns die Identifizierung mit ihm durch, eigneten sich ein jeder ein Stück seiner Stärke an. <sup>44</sup>

Der Urvater wird vorgestellt als grausame Autorität, er ist eine durch und durch narzisstische, machthungrige, aber auch mächtig-beeindruckende, bewunderte Figur. Es handelt sich gewissermaßen um einen superpotenten Vater, einen phallischen Gott, dem alle Frauen gehören. Die Beseitigung dieser übermächtigen Instanz ist nur durch den Zusammenschluss der Brüder möglich, nicht durch den Einzelnen. Mit dem Vaternord wird eine neue soziale Stufe erreicht, es kommt zur Transformation der sozialen Struktur von der Vater- zur Brüderhorde, die neuer Regeln bedarf: Das Inzesttabu, das Gebot, das Totemtier, das fortan geheiligter „Vaterersatz“ wird, zu schützen und zu verschonen, und das Verbot des Brudermords werden etabliert. Die Beziehung zum Vater ist und bleibt – prä- und post-mortem – eine ambivalente: Zerstörerischer Neid und Hass, kannibalistische Impulse mit dem Zweck der Einverleibung der väterlichen, ergo phallischen Kräfte existieren neben zärtlichen Regungen und Gefühlen der Verehrung. Letztere positive, libidinöse Strebungen bilden die Quelle für Schuld- und Reuegefühle nach dem begangenen Mord. Die Totemreligion, deren Wurzeln Freud in „Totem und Tabu“ zu erforschen sucht, verdanke sich, so Freud, vor allem diesem Schuldbewusstsein:

Was er (der Vater, A.M.) früher durch seine Existenz verhindert hatte, das verboten sie sich jetzt selbst in der psychischen Situation des uns aus Psychoanalysen so wohl bekannten ‚nachträglichen Gehorsams‘. Sie widerriefen ihre Tat, indem sie die Tötung des Vaterersatzes, des Totem, für unerlaubt erklärten, und verzichteten auf deren Früchte, indem sie sich die freigewordenen Frauen versagten. So schufen sie aus dem Schuldbewußtsein des Sohnes die beiden fundamentalen Tabu des Totemismus (...). <sup>45</sup>

Das Inzesttabu, die Exogamie, rühre allerdings nicht ausschließlich vom Schuldgefühl her, sondern habe, wie Freud deutlich macht, schlicht praktische Gründe: „Das sexuelle Bedürfnis einigt die Männer nicht, sondern entzweit sie“ <sup>46</sup>. Das wäre dieser neuen sozialen Organisation,

---

<sup>43</sup> Freud, Sigmund (1915-1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Freud, Sigmund: GW XI, S. 386.

<sup>44</sup> Freud, Sigmund (1912-13a): Totem und Tabu. In: Freud, Sigmund: GW IX, S. 171f.

<sup>45</sup> Ebda. S. 173.

<sup>46</sup> Ebda. S. 174.

die schließlich ein günstiges (Über-)Leben für alle Brüder zu gewährleisten versprach, zweifellos abträglich gewesen. Die Anmerkung Andreas Hamburgers im „Freud-Handbuch“, dass Freud das „noch ungeklärte Inzesttabu (...) aus ‚den homosexuellen Gefühlen der Brüderhorde ab(leitet)‘, ohne dies weiter auszuführen (...)“<sup>47</sup>, ist also nicht ganz zutreffend. Richtiger wäre es wohl, zu sagen, dass Freud seine Herkunft aus 1. dem Schuldbewusstsein, 2. der homosexuellen Gefühlsneigungen gegenüber den Brüdern und 3. pragmatischen, dem Selbsterhaltungstrieb geschuldeten Motiven herleitet. Es drängt sich übrigens bereits hier die Frage auf, wohin die in dieser Erzählung so essentielle Brüderschar, also das Brüder-Kollektiv in den Narrativen der literarischen Moderne und erst recht der Postmoderne verschwunden ist. Augenfällig ist, dass in den relevanten Texten die Söhne stets als Alleinerben auftreten und sich – wenn überhaupt – als individuelle und durchaus selbstbezogene *Repräsentanten* eines Kollektivs erleben. In seiner Argumentation verknüpft nun Freud das Ereignis des Vatemords mit der Entstehung von Totemismus, Totemreligion und schließlich der monotheistischen Religionen jüngerer Datums – Überlegungen, die er in seinem letzten Werk „Der Mann Moses und die monotheistische Religion“ in neuen Zusammenhängen weiterführen wird. Die „Wurzel aller Religionsbildung“ und nicht zuletzt auch der patriarchalen Ordnung der Gesellschaft erkennt er in der „Vatersehn-sucht“<sup>48</sup>, die sich nach dem Mord eingestellt habe. Der Gott der Religion sei „nach dem Vater“ gebildet, sei ein „erhöhter Vater“<sup>49</sup>, ein schillerndes Ideal. Aber nicht nur Götter, auch Könige gehörten in die Väterreihe, seien „Vaterersatzbildungen“<sup>50</sup>.

### 3) Übertragungen: Väterreihen

Das Phänomen der Ersetzung, die Verschiebbarkeit der spezifisch väterlichen Autorität und ihrer mannigfaltigen Aspekte via Mechanismen der Projektion und projektiven Identifizierung (Großvater-Vater-Kaiser-Vaterland usw.) und die auch für die Traumarbeit charakteristischen psychischen Vorgänge der Verschiebung und Verdichtung werden uns insbesondere noch bei Joseph Roth beschäftigen. An dieser Stelle sei angemerkt, dass sich offenkundig eine nahezu infinite Reihe von lebendigen wie abstrakten Objekten für die Projektion von kleineren und größeren Partikeln väterlicher Autorität und dazugehöriger widersprüchlicher Gefühlsregungen (Liebe und Bewunderung vs. Hass und Verachtung) eignen: vom Abstraktum „Vater Staat“ oder der verherrlichten Staatsideologie zum „Staatsmann“ als idealisierter (lebender) Figur, vom „Gottvater“ zum „Heiligen Vater“ usf. Von der Variabilität der Vater-Objekte zeugen im

---

<sup>47</sup> Hamburger, Andreas: Handbuch-Eintrag zu „Totem und Tabu“. In: Lohmann, Hans-Martin; Pfeiffer, Joachim (Hg.) Freud-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler 2013, S. 168f.

<sup>48</sup> Freud, Sigmund (1912-1913a): Totem und Tabu, S. 178.

<sup>49</sup> Ebda. S. 177.

<sup>50</sup> Ebda. S. 182.

Übrigen auch etliche Studien zu Väterbildern unterschiedlichster historischer Epochen, etwa die Aufsatzsammlung „Sturz der Götter?“ über „Vaterbilder im 20. Jahrhundert“, herausgegeben von Werner Faulstich und Gunter Grimme<sup>51</sup> oder die etwas ältere, von Hubertus Tellenbach und Aleida Assmann (u.a.) herausgegebene, mehrbändige Aufsatzsammlung „Das Vaterbild im Abendland“<sup>52</sup>. „Das Objekt des Triebes“, ob destruktiver oder libidinöser Natur ist „das variabelste am Triebe“<sup>53</sup>, wie Freud lehrt: Ambivalente Gefühle und unerfüllte Wünsche, die ursprünglich auf den biologischen Vater oder – wenn man Freuds Spekulationen zur Phylogenese des Psychischen folgen möchte – gar auf den Vater der Urzeit gerichtet waren, werden von eben diesem ursprünglichen Objekt auf ein anderes Objekt verschoben resp. *übertragen*, wobei historisches und aktuelles Objekt in irgendeiner Form ein Ähnlichkeitsverhältnis aufweisen, selbst wenn es sich dabei nur um eine Äußerlichkeit, einen Charakterzug oder schlicht das ähnlich beschaffene hierarchische Gefälle handelt. Ohne hier näher auf das Konzept der *Übertragung* eingehen zu können, sei ergänzt, dass nicht nur *einzelne* aggressive oder zärtliche Gefühle oder Triebwünsche übertragbar sind auf neue Objekte, sondern dass komplexe verinnerlichte Objektbeziehungen (also Komplexe affekthaltiger Beziehungsaspekte der i.d.F. Vater-Sohn-Beziehung) übertragen werden. Altbekannte Beziehungsmuster werden immer wieder neu aktiviert und inszeniert mit dem Ziel, die (in der Kindheit) unbefriedigten Triebwünsche doch noch befriedigt zu bekommen. Als naheliegendes Übertragungsobjekt und Projektionsfläche nennt Freud immer wieder den Arzt, wobei im Erleben des Patienten regelmäßig eine Einfügung dieser Figur „in eine der psychischen ‚Reihen‘, (...) die der Leidende bisher gebildet hat“<sup>54</sup>, erfolge. Für diese Einreihung sei häufig die Vater-Imago maßgeblich.

Für alle Übertragungsobjekte, ob es sich nun um Abstrakta (Staat, Religion, Ideologie usw.) oder Personen (Arzt, Staatsmann, Priester, Lehrer usw.) handelt, gilt jedenfalls, dass sie allesamt magisch mit Allmacht/Omnipotenz ausgestattet werden, und zwar vom Subjekt selbst. Von ihnen allen lässt sich behaupten, dass auf sie stets ambivalente Gefühle gerichtet sind: Hinter Idealisierung verbirgt sich zuweilen Neid, hinter Entwertung Liebesenttäuschung, um nur zwei von unzähligen möglichen Abwehr-Konstellationen, genauer: Reaktionsbildungen, zu nennen. Ein psychoanalytischer Blick auf die Texte wird eine ganze Reihe von Vater-Übertragungen zutage bringen und eine beeindruckende Bandbreite an Übertragungsphänomenen sichtbar werden lassen. Die fortgesetzte Suche nach dem Vater als Suche nach Autorität und Führung ist nicht an

---

<sup>51</sup> Faulstich, Werner; Grimm, Gunter: Sturz der Götter? Vaterbilder im 20. Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp 1989.

<sup>52</sup> Tellenbach, Hubertus u.a. (Hg.): Das Vaterbild im Abendland. Stuttgart: Kohlhammer 1978.

<sup>53</sup> Freud, Sigmund (1915c): Triebe und Tribschicksale. In: Freud, Sigmund: GW X, S. 215.

<sup>54</sup> Freud, Sigmund (1912b): Die Dynamik der Übertragung. In: Freud, Sigmund: GW VIII, S. 365.

die tatsächliche Abwesenheit eines Vaters gebunden, der Abwesende (getötete, ermordete, verstorbene, gefallene Vater usw.) lässt aber die Vatersehnsucht umso virulenter werden. Paul Federn geht in seinem 1919 vor der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung gehaltenen, einflussreichen Vortrag über die „vaterlose Gesellschaft“ nach dem Ersten Weltkrieg auch auf das Phänomen der Vaterreihe ein:

Gewöhnlich kann das Kind (egal, welchen Geschlechts; Anm. A.M.) nicht anders, als sich – banal ausgedrückt – immer wieder einen neuen Vater suchen. Und da seit Jahrtausenden sich Gesellschaft und Kultur auf der Basis patriarchalischer Autorität entwickelt haben, findet das aus der Familie ins Leben tretende Kind im Lehrer, im Pfarrer, im Bürgermeister, in König und Kaiser genug Anwärter auf diesen in seinem Innern freigewordenen Vaterposten.<sup>55</sup>

Er betrachtet, wie schon Freud, soziale und intrapsychische Strukturen als parallele Systeme von frappierender Ähnlichkeit und erwartet sich Aufklärung über die Ursachen und Unterströmungen politischer Erscheinungen (i.d.F. das Auftauchen der Räteorganisation und die Häufigkeit von Streiks nach dem Weltkrieg) via die Psychoanalyse des Individuums. Federn konstatiert v.a. mit Blick auf die Arbeiterschaft einen „verlorenen Zustand des seelischen Gleichgewichts und der sozialen Einordnung“<sup>56</sup>. Auf den gerade erlebten, traumatisierenden Zusammenbruch der Monarchie als staatliche und ideelle Institution rekurrierend, skizziert er, in Anlehnung an Freuds Modell des sozialen Umbruchs, einen epochalen Wandlungsprozess von der monarchistischen Vaterhorde zur von ihm erhofften sozialdemokratischen Brüderhorde. Die alte Ordnung des Kaiserreiches, so sehr sie auch von Zwang, „knechtische(r) Denkungsart“ und „rohe(r) Strafandrohung“<sup>57</sup> geprägt war, habe ihrem Wesen nach durchaus dem entsprochen, was das Kind von seinen patriarchalen Familienstrukturen her kennt, sodass ihr einige Dauer und Erfolg beschieden war, bis zu jenem Zeitpunkt, als es zur Zerstörung der Vaterbindungen kam, als Folge der Enttäuschung über Kaiser und Vater Staat. Nach dem „Sturz des Vaternums in dem kaisertreuen Volke“<sup>58</sup> fanden sich die nun „vaterlosen Gesellen“ zunächst kraftlos und ohne Führung. Das „haltlose Rudel“ habe aber, so Federn, seine Vatersehnsucht vorübergehend rasch wieder besänftigen können, dank dem noch lebenden Viktor Adler, „den jeder Genosse fast bewußt als Vater empfand“<sup>59</sup>. Die Verschiebungs- und Übertragungsprozesse ereignen sich – abhängig von der Stärke, dem Drängen des Wunsches nach Wiederherstellung von Sicherheit und Geborgenheit unter der Allmacht einer neuen Vaterfigur – in entsprechend kurzer Zeit. Dem politischen Geschehen legt Federn den intrapsychischen Prozess des Sturzes der väterlichen Autorität zugrunde, denn: Politik und Einzelschicksal basieren – so die Annahmen Freuds und Federns – auf derselben Grammatik des Unbewussten. Der Idealisierung des Vaters folge

---

<sup>55</sup> Federn, Paul: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. In: Luzifer Amor 1/2 (1988), S. 17.

<sup>56</sup> Ebda. S. 15.

<sup>57</sup> Ebda.

<sup>58</sup> Ebda. S. 21.

<sup>59</sup> Ebda. S. 22.

regelmäßig die Enttäuschung als Resultat zunehmend kritischer Beobachtung – mit mitunter gravierenden Konsequenzen:

Dieses Erlebnis der inneren Enttäuschung am Vater schafft sofort eine seelische Unsicherheit, die sich kindlich in Unart, Ungehorsam, Ungeduld bis zur Verstörtheit äußert. Bei normalen Kindern kommt bald, bei abnormen spät oder auch gar nicht ein neues Gleichgewicht zustande. Hier spielen alle individuellen Verschiedenheiten der Anlage des Kindes, die wirklichen Ereignisse, besonders das Verhältnis zur Mutter und der Charakter des Vaters mit eine Rolle.<sup>60</sup>

Die Loslösung vom Vater kann sich nun auf „konservativem“ Wege ereignen oder aber den Oppositionsgeist des Kindes entfachen. Während in dem einen Falle – gesellschaftskonform – neue allmächtige Väter gesucht oder das idealisierte Vaterbild auf mehrere Personen aufgeteilt wird (Gott – Kaiser – Nationalheld), ist zweiterer Fall durch die Dominanz feindlicher, negativer Tendenzen gekennzeichnet:

Dann konzentriert sich auf den Vater und die späteren Gestaltungen des Vaterbildes Haß, Unbotmäßigkeit und Oppositionsgeist, der sich im Unbewußten auf die soziale Einordnung überträgt.<sup>61</sup>

Der soziale oder politische Querschläger wäre nach dieser Theorie einer, dessen ungelöste problematische Vaterbindung im Unbewussten fortbesteht und der vaterähnlichen Figuren oder Institutionen stets mit zwingender bzw. zwanghafter Ablehnung begegnet. Als Ursachen für ein solches Schicksal nennt Federn schlechte Eigenschaften oder tyrannische Eigenschaften des Vaters, aber auch Konflikte zwischen den Eltern, eine allzu eifersüchtige Liebe zur Mutter, gepaart mit einer Überempfindlichkeit des Kindes.<sup>62</sup> Die oppositionelle Variante des Umgangs mit der Enttäuschung über den Vater muss somit als scheiternder Vatermord eingestuft werden, gelingt es dem Sohn schließlich nicht, seinen einigermaßen autonomen Platz im Rahmen der sozialen und gesellschaftlichen Gegebenheiten zu finden. Fraglich ist aber sicherlich auch, ob die konservative Reaktion als gelungener Vatermord firmieren darf. Federn zeigt schließlich kritisch die Konsequenzen von naiver Kaisertreue und Vaterlandsliebe auf, um – aufbauend auf Freuds Theorie sozialer Umwälzungen – eine neue Brüderhorde herbeizusehnen, wenngleich er die komplexe Vaterbindung als „ererbtes Gefühl“, das „tief in der Menschheit verankert“<sup>63</sup> sei, als wahrscheinliches Hindernis vermutet und erwartet.

#### **4) Epistemologischer Status?**

Zurück zum epistemologischen Dilemma des – auch bei Federn vorausgesetzten – Ur-Patrizids: Freuds bis heute aufgegriffene Thesen oder Spekulationen zum prähistorischen Vatermord, die

---

<sup>60</sup> Federn Paul: Die vaterlose Gesellschaft, S. 17.

<sup>61</sup> Ebda. S. 19.

<sup>62</sup> Vgl. ebda.

<sup>63</sup> Ebda. S. 33.

eine Grundlage für bereits zuvor entwickelte psychoanalytische Kern-Konzepte wie den Ödipus-Komplex oder das Konzept des unbewussten Schuldgefühls (= Überrest des Urverbrechens) bilden sollten, gehen, wie die moderne Ethnologie aufzeigt, bereits von falschen Voraussetzungen aus, so ist die Urhorden-Hypothese an sich schon nicht aufrechtzuerhalten. Fachleute verwerfen, wie Jean-Michel Quinodoz referiert, die sozialdarwinistische Perspektive und eine Reihe weiterer fragwürdiger ethnologischer und anthropologischer Grundlagen, auf denen „Totem und Tabu“ aufbaut, beginnend bei der unzulässigen Gleichsetzung prähistorischer und indigener Völker mit Kindern und Neurotikern.<sup>64</sup> Selbst von Seiten der Psychoanalytiker\*innen der, vor allem, späteren Generationen, werden einige Postulate dieser Schrift in Zweifel gezogen, gerade wenn die Sprache auf das so kontroversielle Problem der Phylogenese kommt: Der Annahme, Erinnerungsspuren würden *genetisch* weitergegeben, wollen viele nicht folgen. Zwar sind Konzepte zur transgenerationellen Weitergabe von z.B. Traumata gegenwärtig sehr populär, allerdings wird hierbei nicht von *biologischer* Transmission ausgegangen, sondern von Transmission via Prozesse unbewusster Identifikation. Eine Auffassung, die wohl zwischen den beiden Polen, psychische versus erbliche Weitergabe, anzusiedeln wäre, ist jene Wilfried Bions: Er geht von sog. *Präkonzeptionen* aus, verstehbar als rudimentäre Fähigkeit, psychische Erfahrungen zu machen, wobei hier dem Objekt als ermöglichendem (oder aber verunmöglichendem) Gegenüber, und damit dem Intersubjektiven, eine entscheidende Rolle zukommt.<sup>65</sup> Je eigene Theorien zur intergenerationellen Weitergabe unbewusster Inhalte resp. Phantasien, auf die hier leider nicht weiter eingegangen werden kann, formulieren auch Jean Laplanche („rätselhafte Botschaften“)<sup>66</sup> oder Haydée Faimberg („Teleskopung“)<sup>67</sup>. Die Frage der Weitergabe von psychischen Elementen über Generationen hinweg erscheint jedenfalls zentral für die epistemologische Einordnung des Phänomens Vaternord und für die Erklärung der schier unüberblickbaren Zahl zugehöriger historischer, wissenschaftlicher und vor allem literarischer Erzählungen. Welcher Gattung nun ist Freuds Schrift „Totem und Tabu“ zuzurechnen? Handelt es sich um eine *wissenschaftliche Abhandlung*, eine *kulturtheoretische Spekulation*, die Neuformulierung oder *Neuauslegung* eines bestehenden *Mythos*, ist es Erzählung, Variation auf ein Thema oder gar selbst Narrativ? Die Debatte zeigt neben dem Hinweis auf die heikle Verwobenheit von Fakt und Fiktion (Ist Freuds Text eine „science fiction“ im buchstäblichen Sinne?) mitunter

---

<sup>64</sup> Quinodoz, Jean-Michel: Freud lesen. Eine chronologische Entdeckungsreise durch sein Werk. Gießen: Psychosozial-Verlag 2011, S. 219.

<sup>65</sup> Vgl. Bion, Wilfried: Lernen durch Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992.

<sup>66</sup> Vgl. z.B. Laplanche, Jean: Die rätselhaften Botschaften des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des Unbewussten im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. In: Psyche – Z Psychoanal., 58. Jg. (2006), S. 898-913.

<sup>67</sup> Vgl. Faimberg, Haydée: Teleskopung. Die intergenerationelle Weitergabe narzisstischer Bindungen. Frankfurt a. M.: Brandes und Apfel 2009.

auch die grundsätzliche Problematik der Abgrenzung von Erzählung und Narrativ. Ist letzteres per definitionem nicht ein Kondensat, eine Essenz oder – um auf obige Begriffsdefinitionen zurückzukommen – eine Tiefenstruktur oder ein *Muster*? Dann dürfte Freuds Darstellung allerdings nicht als Narrativ firmieren: zu detail- und ornatreich, zu eigenwillig, zu literarisch kommt sie daher (nicht nur die Fallgeschichten lesen sich wie Novellen). Freud will hinter die Ödipus-Sage zurück und schafft einen eigenen – mehr oder weniger plausiblen, nichtsdestoweniger schillernden – Gründungsmythos menschlicher Gesellschaft. Neben dem Interesse für das Prähistorische, für Anthropologie und Mythos geht es Freud hier aber nicht zuletzt auch um die Lösung von ihm stets beschäftigenden Rätseln der Klinik und der Metapsychologie: Was hat es mit den allerorts zu allen Zeiten zu beobachtenden Ambivalenzgefühlen gegenüber geliebten Objekten auf sich? Woher rührt das Motiv der unbewussten Feindseligkeit? Was sind die Wurzeln des in der Psychopathologie so häufig zu beobachtenden unbewussten Schuldgefühls, wie es im Masochismus so eindrucksvoll zutage tritt? Freud unternimmt in diesem Text darüber hinaus auch einen Vorstoß in Hinblick auf die Erklärung der Genese psychischer Struktur. Über Internalisierungs- und Identifizierungsprozesse mit dem – zunächst: äußeren – Objekt wird psychische Struktur ausgebildet. Mit dem toten Vater als symbolischem *innerem* – nicht mehr äußerem! – werden sowohl die Instanzen des Ich-Ideals, als auch das Gesetz/die Gesetzlichkeit (also eine Vorform des Über-Ichs, das als solches erst 1923 in Freuds Arbeiten auftauchen wird) assoziiert. „Totem und Tabu“ bereitet so in gewissem Sinne auch den Boden für die knapp zehn Jahre später entstehende Strukturtheorie. Ich schlage daher vor, Freuds These vom prähistorischen Vatermord, wie er sie im vierten Teil der Schrift entwirft, als Erzählung und Illustration eines gleichermaßen archaischen wie zeitlosen Geschehens zu lesen, die daran anknüpfende bzw. darin verwobene Erörterung gesetzmäßig auftretender inter- und intrapsychischer Prozesse allerdings als eher *implizite*, im engeren Sinne psychoanalytische (weniger anthropologische), *theoretische* Ergänzung, als Beitrag zur *Metapsychologie*. Für das zu untersuchende Narrativ wird mithin weniger Freuds Mythos selbst von Interesse sein, sondern vielmehr die deduzierten resp. zugrunde gelegten Theorien von der Notwendigkeit des metaphorischen Vatermords zum Zwecke der Aufrichtung von Ich-Ideal und Über-Ich (Gesetz), der Opferung des inzestuösen Begehrens als Voraussetzung für Kultur und Gesellschaft und von Internalisierungs- und Identifizierungsprozessen. Zudem schildert Freud in „Totem und Tabu“ die Facetten der Ambivalenz gegenüber den Primärobjekten besonders luzide. Sie nimmt, was nicht weiter Wunder nimmt, in der literarischen Darstellung von Vater-Sohn-Konflikten eine ganz prominente Stelle ein.

## 5) Fortschreibungen mit und nach Freud: Vom „murdered father“ zum „dead father“

Bereits Freud zeichnet, wie deutlich geworden ist, eine Transformation vom äußeren Objekt zur inneren Struktur via Inkorporation (Kannibalismus) und Identifizierung nach. Rosine Perelberg hebt in diesem Zusammenhang die Unterscheidung zwischen *ermordetem* und *totem Vater* hervor und führt aus, dass der Vater der Urzeit als narzisstischer Vater markiert sei, er wird nicht zuletzt aufgrund seiner perversen Grausamkeit und seines maßlosen Anspruchsverhaltens ermordet. Der *tote Vater* hingegen gerinnt intrapsychisch zur Struktur und erweist sich als noch mächtiger:

The dead father, now constituted as a symbolic father, however, was more powerful than he had been while alive and as the possessor of the phallus is also the representative of the law (prohibition).<sup>68</sup>

Mit dem verinnerlichten *toten Vater* ist das *Gesetz* (Rechtsbewusstsein) assoziiert, der Triebverzicht (Verzicht auf das inzestuöse Begehren) wird fortan *intrinsisch* gefordert. Jacques Lacan hat für diese innere Instanz die so treffende Bezeichnung „le nom du père“ eingeführt, ein Homophon, das auch als „le non du père“ gehört werden kann und damit die Verlotung von Vater (als Prinzip oder Funktion) und Gesetz, in der Diktion Perelbergs: *dead father* und *law*, unterstreicht.<sup>69</sup> Mit der Etablierung dieses Signifikanten, wie Lacan das Strukturelement im Kontext seiner Zeichenlogik des Unbewussten nennt, ist schließlich die Möglichkeit geschaffen, sich zum Kulturmenschen zu entwickeln, der sich v.a. durch seine Symbolisierungs- und Sublimierungsfähigkeiten auszeichnet. Die Kulturhistorikerin und Psychoanalytikerin Eveline List hält entsprechend fest:

Kulturtheoretisch ist der vorgeschichtliche Vaternord deshalb so bedeutsam, weil er eine entscheidende Entwicklung der **symbolischen** Organisation menschlicher Kollektive quasi sinnlich verdeutlicht: die Beseitigung des **fleischlichen**, gewalttätigen Urvaters, Personifizierung der Herrschaft physischer Macht, und seine Ersetzung durch die Macht des sprachlich gefassten, **abstrakten** Gesetzes (Hervorhebung, A.M.).<sup>70</sup>

An die Stelle der äußeren unberechenbaren Gewalt tritt also das geordnete Recht, es ist eine Bewegung erkennbar vom Konkretum/vom Fleischlichen hin zum Abstraktum, vom konkretistischen zum symbolischen Denken und schließlich vom Außen zum Innen. Die ödipale Urphantasie, die Vaternord und Inzest (bei Perelberg auch den Kindsmord) einschließt, entfaltet ihre je eigene Bedeutsamkeit und Wirkung für die miteinander zusammenhängenden Dimensionen von Kultur, Sozialordnung und Individuum: Der Urmord gilt als immer präsente, archaische Referenz und Gründungsakt der Kultur schlechthin, die folgenden (zumeist) metaphorischen/symbolischen Vaternorde auf sozialer und individueller Ebene sind, wenn man so will,

---

<sup>68</sup> Perelberg, Rosine J.: Murdered father; dead father, S. 718.

<sup>69</sup> Vgl. Ruhs, August: Lacan. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse. Wien: Löcker 2010, S. 39f.

<sup>70</sup> List, Eveline: Psychoanalytische Kulturwissenschaften. Wien: Facultas 2013, S. 181.

*Wiederholungstaten* oder *Reinszenierungen der Urtat* (im Sinne der ubiquitären Reaktualisierung von Urphantasien durch das persönliche Erleben). Sie manifestieren sich auf gesellschafts-politischer Ebene als Generationen- und Epochenbrüche und nehmen in der Biographie des Individuums als Habitus- und Identitätskrisen Gestalt an.

Der Vater, so der Konsens in der psychoanalytischen Forschung, muss (!) durchaus getötet werden, allerdings nur metaphorisch. Der scheiternde Vaternord oder der noch problematische (v.a. psychische) Ausschluss des Vaters liege, so Perelberg, „am Ursprung vieler pathologischer Zustände – von Gewalttätigkeit bis hin zu Psychosen und Perversionen“<sup>71</sup>. Lacans Psychosentheorie baut in wesentlichen Teilen auf der Idee einer vom Subjekt vorgenommenen *Verwerfung* der symbolischen Ordnung auf, die mit der Extinktion des väterlichen Signifikanten verbunden ist.<sup>72</sup>

## 6) Objektbeziehungstheorie: Der Schatten des väterlichen Objekts

Die psychoanalytische Objektbeziehungstheorie, wie sie v.a. von Melanie Klein geprägt wurde, entwirft eine Vorstellung vom psychischen Apparat als einer komplexen Struktur von inneren Objektbeziehungen, deren erste in der Regel jene zwischen Mutter (oder Objekt mit mütterlicher Funktion) und Kind ist. Eine Objektbeziehung ist – schematisch gesprochen – eine dreiteilige Substruktur, bestehend aus einem Selbstanteil, einem Objektanteil und einem prägenden verbindenden Affekt. Kernberg et.al. geben eine Reihe von Beispielen für solche „object relation dyads“, so kann es sich etwa um einen hungrigen, vernachlässigten Selbstanteil, ein (so erlebtes, phantasiertes) vernachlässigendes, sadistisches Objekt (z.B. die Mutter) und den Affekt der Angst als Bindeglied handeln.<sup>73</sup> Eine erlebte oder phantasierte bzw. durch die Phantasie überformte Beziehungsinteraktion wird verinnerlicht. Ich habe an anderer Stelle zusammenfassend festgehalten:

Die ersten Beziehungserfahrungen, zunächst mit Partialobjekten, wie der mütterlichen Brust, und schließlich mit ganzen Objekten finden einen Niederschlag im Ich. Ubiquitär ist dabei das Nebeneinander von Liebe und Hass, jener zwei Triebimpulse, die durch primäre Spaltung im Säugling noch rigide auseinandergehalten werden müssen, sodass ein und dasselbe Objekt als zwei Objekte konzipiert werden muss: Die anwesende und nährenden Brust als eine „gute“, ideale Brust, die abwesende, sich entziehende als eine „böse“ Brust. Gelingt es, die „gute“ Brust sicher im Inneren zu verankern, so kann Ambivalenz sukzessive besser ertragen werden, das Objekt, aber auch das Selbst als gut und böse gleichzeitig und damit vollständig erlebt werden. Es vollzieht sich eine Entwicklung von der Wahrnehmung von Partialobjekten hin zu ganzen Objekten. Voraussetzungen dafür sind zum einen eine „good enough mother“, die auch die aggressiven Impulse, die auf sie gerichtet sind, aufnehmen und neutralisieren

---

<sup>71</sup> Perelberg, Rosine J.: Ein Vater wird geschlagen: Konstruktionen in der Analyse männlicher Patienten. In: Jahrbuch für Psychoanalyse 61 (2010), S. 84.

<sup>72</sup> Vgl. Ruhs, August: Lacan. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse, S. 52ff.

<sup>73</sup> Vgl. Kernberg, Otto u.a.: Transference Focused Psychotherapy for Borderline Personality Disorders. A clinical guide. USA: American Psychiatric Association Publishing 2014, S. 9.

kann, sowie ein Überwiegen der libidinösen Strebungen über die destruktiven Kräfte im Kind.<sup>74</sup>

Was hier über die Prozesse der Ausbildung von inneren Objektbeziehungen im Zusammenhang mit dem mütterlichen Objekt gesagt wird, lässt sich im Wesentlichen auf den Vater übertragen, der Penis oder Phallus ersetzt i.d.F. die Brust als Teilobjekt. Analog zur *ganzen* (inneren) Mutter ist ein *ganzer* Vater also einer, der weder nur gut, noch nur schlecht erlebt und phantasiert wird, sondern in der Vorstellung eben positive und negative Eigenschaften vereint. Jene Söhne, die sich von ihren (inneren) Vätern unaufhörlich verfolgt fühlen, können auf keine guten inneren Objekte und Objektbeziehungen zurückgreifen, sie erleben ihren Elternteil tatsächlich als nur schlecht, was auf eine aufrechte, ergo nicht überwundene Spaltung – im Gegensatz zur Integration – von Teilobjekten und -images hindeutet. Integration gelingt dort nicht, wo es tatsächlich an ausreichenden äußerlichen Befriedigungen allzu sehr mangelt (z.B. im Fall eines permanent unnahbaren, autoritären Vaters), aber auch in solchen Fällen, wo das Individuum mit (bei Freud und Klein: *angeborenen*) übermäßig aggressiven Phantasien zu kämpfen hat, die die Erfahrungen mit den realen Objekten entsprechend einfärben. Wo gespalten wird, wird auch projiziert, der eigene Vater muss dann stets entwertet werden – auf ihn ist der „böse“ Penis projiziert – während der „gute“ Penis/Phallus auf ein anderes äußeres Objekt projiziert wird: etwa einen Kaiser, Papst oder Gott, der unablässig idealisiert und sakralisiert wird. Die tödlichen Projektionen, die den Vater treffen, rufen allerdings – mit Klein – quälende paranoide Ängste hervor. Der in der Phantasie getötete und *immer wieder* gemordete Vater wird als ein sich rächender vorgestellt, vor dem es sich zu fürchten gilt. Der grausame Vater ist nicht loszuwerden.

Erste Grundlagen für die oben skizzierte, spätere und freilich deutlich elaboriertere Objektbeziehungstheorie liefert Freud selbst bereits in „Totem und Tabu“ (vgl. ST, Kap. IV/3 u. 5); in „Trauer und Melancholie“ präzisiert er schließlich sein Konzept von strukturbildenden Identifizierungen im Sinne der Hereinnahme von Objekten ins Ich. Er expliziert den Prozess am Beispiel eines enttäuschenden Objekts (Person, Idee, Ideal):

Es hatte eine Objektwahl, eine Bindung der Libido an eine bestimmte Person bestanden; durch den Einfluß einer realen Kränkung oder Enttäuschung von Seiten der geliebten Person trat eine Erschütterung dieser Objektbeziehung ein. (...) Die Objektbesetzung (...) wurde aufgehoben, aber die freie Libido nicht auf ein anderes Objekt verschoben, sondern ins Ich zurückgezogen. Dort (...) diente sie dazu, eine Identifizierung des Ichs mit dem aufgegebenen Objekt herzustellen. Der Schatten des Objekts fiel so auf das Ich, welches nun von einer besonderen Instanz wie ein Objekt, wie das verlassene Objekt, beurteilt werden konnte Auf

---

<sup>74</sup> Mittermayr, Andreas: Sexspiel und Beziehungsernst – Sexuelle Praktik und unbewusste Beziehungsphantasie. Ein psychoanalytischer Streifzug durch die erotische und weniger erotisch anmutende französische Literatur. In: Die Freud im Korb Gruppe (Hg.): Die junge Psychoanalyse im Boudoir. Wien: LIT-Verlag 2019, S. 176.

diese Weise hatte sich der Objektverlust in einen Ichverlust verwandelt, der Konflikt zwischen dem Ich und der geliebten Person in einen Zwiespalt zwischen der Ichkritik und dem durch Identifizierung veränderten Ich.<sup>75</sup>

Während Melanie Klein die Introjektionsprozesse als regelmäßige beschreibt, sie also als ein ubiquitäres Geschehen erachtet, geht es Freud noch darum, einen *spezifischen* Mechanismus der Melancholie zu identifizieren. Er sucht zu erklären, warum das melancholische Individuum den ständigen Drang zu Selbstanklagen und Selbstquälerei verspürt, und erkennt, dass die Anklagen nicht dem Ich, sondern eigentlich einem einst geliebten, dann aufgegebenen äußeren, und schließlich verinnerlichten Objekt gelten. Die Theorie der Melancholie erlaubt m.E. zumindest zwei Erklärungen hinsichtlich des Vtermords: Die Selbstmordneigung des Melancholikers erklärt Freud, indem er Mordimpulse gegen andere annimmt, die auf das Ich zurückgewendet werden. Konsequenter Weise behauptet er, dass „(i)n den zwei entgegengesetzten Situationen der äußersten Verliebtheit und des Selbstmordes (...) das Ich, wenn auch auf gänzlich verschiedenen Wegen, vom Objekt überwältigt (wird)“<sup>76</sup>, wobei hier freilich von inneren und im Wesentlichen unbewussten Vorgängen die Rede ist. In anderer Begrifflichkeit lässt sich vom Abwehrmechanismus der „Wendung gegen die eigene Person“ sprechen: Der Hass auf den Vater, der aus den verschiedensten Gründen nicht erlebt oder (aus-)gelebt werden darf, wird gegen das Ich selbst gerichtet und bricht sich in Autodestruktivität Bahn. Der sich zugrunde richtende Carl Joseph aus Roths „Radetzkymarsch“ drängt sich als Prototypus eines solchen *Melancholikers als scheiternden Vtermörder* nahezu auf.

„Trauer und Melancholie“ lässt aber noch eine andere Lesart im Hinblick auf den Patrizid zu: So kann die „Abziehung der Libido“ vom enttäuschenden – hier: väterlichen – Objekt, die am Anfang der Melancholie steht, selbst als eine Form des *metaphorischen Mords* verstanden werden, allerdings ebenfalls eines misslingenden. Ein Gelingen wäre, entsprechend der hier von Freud konzipierten Libidotheorie, nur dann überhaupt möglich, wenn die frei gewordene Libido für eine neue Objektbesetzung verwendet würde. Stattdessen aber wird sie ins Ich zurückgezogen und stellt die Energie für die unbewusste und ungewollte Identifizierung mit dem frustrierten Vater bereit, der nun – als inneres Objekt – das Ich überschattet und dem Individuum ein autonomes, aktives Leben und Gestalten verunmöglicht. Der überwältigende „Schatten des Vaters“, der den Sohn niederdrückt und ihm die Lebenskräfte raubt, bildet ein veritables Gegenstück zum folgenden, von Theodor Reik aufgegriffenen Bild vom omnipotent erlebenden und agierenden Sohn, der den Vater buchstäblich „übersteigt“.

---

<sup>75</sup> Freud, Sigmund (1916-1917g): Trauer und Melancholie. In: Freud, Sigmund: GW X, S. 435.

<sup>76</sup> Ebda. S. 439.

## 7) In Gedanken töten: Der gewöhnliche Vaternord

Der Freud-Schüler Reik betont, „wie intensiv jene Impulse und Wünsche sein können, die bei jungen und nicht mehr ganz so jungen Menschen aus der Ödipussituation entspringen“, und dass man „diesen mörderischen Absichten nicht entrinnen kann“<sup>77</sup>. Jeder Mann müsse unbewusst über den am Boden liegenden Vater hinwegtreten, schreibt er in seiner Abhandlung „In Gedanken töten“. Die für die Entwicklung jedes Kindes zunächst so notwendige, ausgeprägte Idealisierung der Elternfiguren – sie werden v.a. im Kleinkindalter als übergroß, allmächtig und unsterblich vorgestellt – erfährt im Zuge der Adoleszenz schließlich eine zwingende Unterbrechung bzw. Abschwächung. Lothar Schon resümiert:

In der psychoanalytischen Entwicklungspsychologie herrscht Einigkeit darüber, daß **die Ent-Idealisierung (die „symbolische Ermordung“) des Vaters** und ihre Bewältigung eine **zentrale Aufgabe** in der Adoleszenz des männlichen Jugendlichen darstellt. Doch die Auffassungen sind unterschiedliche, ob diese Ent-Idealisierung am Beginn der Adoleszenz steht oder ob sie ihr Endprodukt ist (Hervorhebung, A.M.).<sup>78</sup>

Diskutiert wird unter Psychoanalytiker\*innen auch die Frage, *wie lange* dieser Prozess unter ungünstigeren Umständen andauern kann. Viele beobachten, dass sich dieser Phase zugerechnete Entwicklungsaufgaben bei nicht wenigen Individuen selbst mit Ende des dritten Lebensjahrzehnts noch nicht als hinreichend „gelöst“ erweisen. Es sei nebenbei bemerkt, dass sich – auch wenn die Psychographie oder Psycho-Pathographie mittlerweile eher der *Geschichte* der Literaturwissenschaft angehört und literarische Texte – zumindest von Literaturwissenschaftler\*innen – heute nicht mehr wie Fallmaterial gelesen werden, eine beachtliche Zahl der hier relevanten Texte mit einigem Gewinn auch als Bewältigungsversuche einer schweren chronifizierten Adoleszenzkrise lesen ließe.

Die Adoleszenz stellt in *jedem* Fall – neben dem Ödipuskomplex im Kindesalter – die zweite richtungsweisende Krisenzeit des Subjekts dar, sie bedeutet ein Wiederaufleben ödipaler Triebregungen, die einer „Umarbeitung“ bedürfen, und es gilt in diesem sensiblen, aber in der Regel eben *zeitlich begrenzten* Stadium, eine relativ stabile Identität herauszubilden, ein integriertes Bild von der eigenen Person und Persönlichkeit zu gewinnen. In diese Phase einzutreten, heißt für das Kind, auf die Eltern als primäre Liebesobjekte, auch in ihrer Funktion als Autoritätsfiguren, zu verzichten und sich von ihnen – zunehmend auch physisch – zu trennen. Insbesondere die Ent-Idealisierung des Vaters geht, besonders beim männlichen Kind, mit großen Quantitäten von Aggression, zuweilen Zerstörungswut, Neid und Hass einher, wenngleich diese für den Objekt-Abzug durchaus nötigen Gefühlsregungen in der Regel von sie mildernden

---

<sup>77</sup> Reik, Theodor: In Gedanken töten. Bewußte und unbewußte Todeswünsche in psychoanalytischer Sicht. München: Kindler Verlag 1981, S. 35.

<sup>78</sup> Schon, Lothar: Sehnsucht nach dem Vater. Die Dynamik der Vater-Sohn-Beziehung. Stuttgart: Klett-Cotta 2000, S. 78.

positiven Empfindungen für das väterliche Objekt begleitet sind. Wenn der ödipale Vater, i.d.F. der Vater des kleinen Buben, allerdings nahezu ausschließlich als „der einschränkende und strafende Vater“ erlebt wurde, „dessen Vergeltungsdrohung den kleinen Jungen dazu bringt, sein Rivalitätsstreben ebenso aufzugeben wie seine vatermörderischen und inzestuösen Absichten“<sup>79</sup> und der negative Ödipuskomplex, die homosexuellen, zärtlich-aner kennenden Neigungen, völlig unterdrückt wurden, dann können die inneren und äußeren Kämpfe des Adoleszenten äußerst destruktiv und mörderisch werden oder aber in eine schwere Gehemmtheit und Lähmung führen, wie wir bei Joseph Roths Figuren zu studieren noch ausreichend Gelegenheit haben werden.

Ein gelingender Vatermord schließlich ist ein *partieller, metaphorischer* Vatermord, er bildet die Voraussetzung für Autonomie und Eigengesetzgebung. Die symbolische Vaternötung ist verstehbar als komplexer – teils bewusster, größtenteils aber unbewusster – Desidentifikationsprozess, so wird nicht alles vom Vater Herrührende über Bord geworfen, wohl aber gibt es Ausstoßungen und Verschiebungen im psychischen Gefüge, Ersetzungen (Neuidentifizierungen) und Umwertungen. Es bedarf allerdings äußerer und innerer Bedingungen für eine gelingende, „kreative“ Vaternötung. Ein *äußeres* autoritäres, patriarchales Regime ist ebenso wenig förderlich wie ein rigides *inneres* Regime, ergo ein sadistisches Über-Ich und unerreichbares Ich-Ideal (beides psychische Strukturen, die lt. Freud aus der Internalisierung väterlicher Gebote und Verbote hervorgegangen sind). In den Begrifflichkeiten der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie lässt sich überlegen, ob der *starr-autoritäre, despotische* Vater, der sich selbst jede Regung von Zärtlichkeit versagt, in den frühen Lebensjahren introjiziert und im Seelenleben des Kindes zu einem verfolgenden inneren Objekt geworden ist. Gelingt es nicht, auch einen *guten* Vater zu verinnerlichen und die beiden Imagines zu verschmelzen, bleibt die väterliche Referenz eine verfolgend-bedrohliche. Einen solchen inneren Vater wagt man entweder nicht zu töten, zu mächtig erscheint er, dass man sich ihm nur masochistisch unterwerfen kann bei gleichzeitig bestehendem heftigem Ressentiment, Neid- und Hassgefühlen; oder man muss ihn als ganzes Objekt ausstoßen, *verwerfen*, mit dem häufigen Ergebnis einer ernsthaften und dauernden Störung des seelischen Gefüges. Töten lässt sich – in Analogie zu Donald Winnicotts berühmter „good enough mother“<sup>80</sup> – nur ein „*ausreichend guter*“ Vater. Denn dieser „good enough father“ *überlebt* den Vatermord und sein Mörder kann ein modifiziertes, differenziertes, überwiegend positives inneres Vaterbild in sein Erwachsenenleben hinüberretten, von dem her er Orientierung und Zutrauen beziehen kann, ohne in seiner Autonomie und Selbstwerdung

---

<sup>79</sup> Bloß, Peter: Sohn und Vater. Diesseits und jenseits des Ödipuskomplexes. Stuttgart: Klett-Cotta 1990, S. 22.

<sup>80</sup> Vgl. z.B. Winnicott, Donald: Die Theorie von der Beziehung zwischen Mutter und Kind. In: Ders.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Gießen: Psychosozial-Verlag 2006, S. 47ff.

allzu eingeschränkt oder gehemmt zu sein. Reale Väter fungieren dann im besten Falle als „Unterstützer erwachsener Männlichkeit“, als „Vorbild und Mentor für Vaterschaft“, als „weise Alte“.<sup>81</sup>

## 8) Manifestationen des Mordwunsches gegen den Vater – und Entgleisungen

Zwischen dem *produktiven metaphorischen Vaternord* (In-Gedanken-Töten) als positivem Entwicklungsschritt und dem *realen Vaternord* (faktisches Tötungsdelikt) als psychotischer Verarbeitung des ödipalen Konflikts liegt eine ganze Bandbreite an – mehr oder weniger problematischen oder pathologischen – Ausgestaltungen dieses Phänomens. Eveline List hält im Hinblick auf die faktische Tat fest:

Der Mordwunsch gegen den Vater gilt seiner einschränkenden („kastrierenden“) Funktion. Der effektive Vaternord würde die Trennung aufheben, das Gesetz beseitigen, zur Unmittelbarkeit des Lustprinzips zurückführen und auch von Verantwortung und Schuld befreien. Das heißt aber nichts anderes, als dass die Beseitigung der symbolischen Funktion des Vaters in Psychose und Perversion führt. (...) Inzest und Vaternord bleiben im Unbewussten virulent, sind mythisch repräsentiert und symbolisch immer wieder dargestellt. Doch als reale Lösung sind sie aus der Kultur verbannt und gehören vom Standpunkt der Psychopathologie in das Feld der Psychose.<sup>82</sup>

In Leben wie Literatur ist das faktische Tötungsdelikt ebenso wie die Psychose, statistisch gesehen, freilich eher der Sonderfall, hinsichtlich der literarischen Produktion rund um das Motiv mag der Expressionismus hier eine Ausnahme bilden. Das Begehren, den Vater zu beseitigen, ist – glücklicherweise – unterschiedlich stark ausgeprägt und kann sich in mannigfaltigste Formen kleiden bzw. maskieren. Triebwünsche werden nach der Traumtheorie Freuds in Symbole übersetzt, die ihrerseits wieder dekodiert werden müssen, um die latenten Inhalte zutage zu fördern. Die komplizierte Umarbeitung undenkbarer, inakzeptabler Triebregungen via Strategien der Unkenntlichmachung, wie Verdichtung, Verschiebung, Vorstellung durch Anspielung, Vorstellung durch das Gegenteil u.a. spielt für das Traum- und Phantasieleben im Besonderen, letztlich aber für das gesamte Seelenleben eine eminente Rolle.<sup>83</sup> Jene Transformationsprozesse, die bei der Umwandlung verpöner, weil mit dem Gewissen, dem Über-Ich nicht zu vereinender Wünsche in akzeptablere, sogar zuweilen harmlose Vorstellungsinhalte, beteiligt sind, sind auch für die Symptombildung mitverantwortlich. Der Mordwunsch kann also im Traum dargestellt sein, im Krankheitssymptom, wie z.B. der Melancholie (vgl. ST, Kap. VI/6) Ausdruck finden oder in von unbewussten (Objektbeziehungs-)Phantasien geleiteten Handlungen. Der destruktive Impuls kann sich aber ebenso über Wege der Sublimierung, etwa im Kunstwerk, manifestieren, wo er möglicherweise zwar den Schrecken der Rezipient\*innen erregt,

<sup>81</sup> Schon, Lothar: Sehnsucht nach dem Vater, S. 96.

<sup>82</sup> List, Eveline: Psychoanalyse. Wien: UTB 2009, S. 132.

<sup>83</sup> Vgl. Freud, Sigmund: Die Traumdeutung (1900a). Freud, Sigmund: GW II/III, S. 283ff.

während er aber die Sprengkraft für das Individuum selbst verloren hat. Hassregungen generell, und also auch solche, die gegen den Vater gerichtet sind, können freilich auch projiziert werden: so z.B. in den Vater selbst, dann wird diesem der Mordwunsch zugeschrieben und der Sohn erlebt sich als das gefährdete und verfolgte Opfer. Eine derartige – sich unbewusst vollziehende – Verkehrung ins Gegenteil lässt den Sohn aufrichtig glauben: *Du trachtest danach, mich zu vernichten, ich hingegen will dir nichts Böses*. Auffällig ist mithin auch eine allzu glatte und naive Verehrung der Väter, die sich bei genauerer Betrachtung nicht selten als Reaktionsbildung herausstellt.

Mit Eveline List lässt sich auch beim Gesetzesbruch, bei der Übertretung des väterlichen Gesetzes, an vatermörderische Absichten denken.<sup>84</sup> Der ödipale Vater, ausgestattet mit der Gewalt, eine Kastration als Strafe zu vollziehen, verbietet vor allem und zuallererst den Inzest. Eine Übertretung dieses Verbotes muss also als das größte Kapitalverbrechen gelten. Der still begangene Inzest mit der Mutter oder stellvertretend: der sexuelle Verkehr mit einem mütterlichen Ersatzobjekt (vgl. Carl Josephs Verbindungen mit älteren Frauen im „Radetzkymarsch“), das dank Variabilität des Triebobjekts und Verschiebung nahezu ebenso gute Dienste zur Befriedigung inzestuösen Begehrens zu leisten vermag, ist aber zugleich mit einem anderen, nicht ganz so schwerwiegenden Vergehen verbunden: der Missachtung der Generationenschanke. Der Vater erfährt, genau besehen, sogar eine dreifache Negation: er wird bei der Mutter (in Gedanken) ersetzt, seine Autorität wird untergraben und (!) sein „Projekt“, sein Erbe wird nicht weitergeführt, denn das neue Paar ist mitunter nicht zeugungsfähig, die Generativität ist unterbrochen.

Manifestationen des Todeswunsches erörtert Freud selbst in „Dostojewski und die Vaternötigung“, worin er sich der Psychopathologie des russischen Dichters, den eine äußerst schwierige Beziehung mit dem Vater verband, widmet. Dostojewski litt an einer Epilepsie, wobei die Anfälle offenbar in lethargischen Schlafzuständen bestanden haben. Freud identifiziert darin ein hysterisches Symptom und schreibt den Anfällen eine Todesbedeutung zu. Er führt weiter aus:

Wir kennen den Sinn und die Absicht solcher Todesanfälle. Sie bedeuten eine Identifizierung mit einem Toten, einer Person, die wirklich gestorben ist, oder die noch lebt und der man den Tod wünscht. Der letztere Fall ist der bedeutsamere. Der Anfall hat dann den Wert der Bestrafung. Man hat einen anderen tot gewünscht, nun ist man dieser andere und ist selbst tot. Hier setzt die psychoanalytische Lehre die Behauptung ein, daß dieser Andere in der Regel der Vater ist (...).<sup>85</sup>

Das Symptom ist deutbar als Kompromissbildung zwischen Todeswunsch und Strafe und tritt bei Dostojewski zu jenem Zeitpunkt noch heftiger in Erscheinung, als der verhasste Vater, dem schon für längere Zeit mörderische Wünsche gegolten haben, tatsächlich stirbt; „(n)un ist es

---

<sup>84</sup> Vgl. List, Eveline: Psychoanalyse. Wien: UTB 2009, S. 132.

<sup>85</sup> Freud, Sigmund (1928b): Dostojewski und die Vaternötigung. In: Freud, Sigmund: GW XIV, S. 406.

gefährlich, wenn die Realität solche Wünsche erfüllt. (...) Abwehrmaßregeln werden nun verstärkt“<sup>86</sup>, nicht zuletzt weil auch das Schuldgefühl mächtig anwächst, fast so, als hätte der Neurotiker tatsächlich einen Mord begangen. Die Absicht wird dann offensichtlich für die Tat genommen, wie Theodor Reik erläutert, und die Überzeugung einer „Allmacht der Gedanken“ lässt das Individuum schließlich ernstlich glauben, zum Mörder geworden zu sein: „In vielen Fällen wird die Phantasie das Äquivalent der Tat“<sup>87</sup>. Aus dem hysterischen Symptom, in dem nun sowohl der Mord als auch die Sühne dafür zur Darstellung kommen, bezieht der Neurotiker allerdings auch beträchtlichen masochistischen Gewinn. Unter den mannigfaltigen Manifestationen des Todeswunsches gegen den Vater ist das hysterische Symptom sicher das beeindruckendste, wenn auch nicht das häufigste. Ein besonders plastisches Beispiel eines zwangsneurotischen Symptoms gibt Paul Federn:

Ich habe einen Mann behandelt, der bei keiner Arbeit bleiben konnte, weil er immer den Zwang zum Beten bekam. Die Analyse des Zwangsbetens ergab, daß das Beten immer notwendig wurde, um einen anderen Impuls, der das Zusammenkrümmen der Finger begleitete, nicht bewußt werden zu lassen, den Impuls, den Vater zu erwürgen.<sup>88</sup>

Ohnmächtige literarische Sohnesfiguren – von Christian *Buddenbrook* über Carl Joseph im *Ratzkymarsch* bis hin zum autofiktionalen Ich-Erzähler in Will Verspers *Reise*, um ganz unsystematisch nur einige wenige zu nennen – vereinen zumeist eine ganze Reihe von Symptomen, Hemmungen und Ängsten. Nicht selten sind die Leiden von einem ausgeprägten Suchtverhalten begleitet. Carl Joseph ist dem Alkohol verfallen, Vespers Ich-Erzähler ist kaum Herr über seinen Drogenkonsum; in Dostojewskis Figur des Alexej, der die Züge des Autors (Sohnes und Vaternörders) trägt, finden wir den hoffnungslosen *Spieler*.<sup>89</sup>

Die in sämtlichen Fällen beteiligte Aggression – und das scheint nun wesentlich für die Beschaffenheit der Symptomatik wie auch des Charakters resp. der Charakterpathologie des scheiternden Vaternörders – ist entweder nach außen gewendet oder nach innen. Die *Wendung gegen die eigene Person* zeigt sich, wie deutlich geworden ist, an einem entsprechend autodestruktiven Verhalten, aber auch in der Form einer rigiden Hemmung: Gehemmt sind dann Identitätsfindung und Erfolgsstreben, Interesse und Neugierde (Wisstrieb), Liebesfähigkeit und Generativität. Auffällig ist wohl insbesondere die konsequente Erfolglosigkeit der Söhne; ihre Väter brauchen ein Übertroffen-Werden keineswegs zu fürchten, sie dürfen es allerdings – mit

---

<sup>86</sup> Freud, Sigmund (1928b): Dostojewski und die Vaternördung, S. 410.

<sup>87</sup> Reik, Theodor: In Gedanken töten, S. 36.

<sup>88</sup> Federn, Paul: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. In: Luzifer Amor 1/2 (1988), S. 27.

<sup>89</sup> *Anm.* Alexej, der „Spieler“ aus Dostojewskis gleichnamigen Roman trägt autobiographische Züge des Autors. Der Spieler wird von Freud in „Dostojewski und die Vaternördung“ dahingehend analysiert, dass er sich unbewusst eine Schuldenlast erschafft, als „greifbare Vertretung“ für das vom Vaternörd herrührende Schuldgefühl. So ist das Spiel für Dostojewski und sein Alter ego ein „Weg zur Selbstbestrafung“. Vgl. Freud, Sigmund (1928b): Dostojewski und die Vaternördung, S. 414-415.

Bourdieu weitergedacht – auch nicht erhoffen (vgl. die „widersprüchliche Botschaft“ des Vaters, ST, Kap. III). Hinsichtlich ihrer beruflichen Karriere sind sie nicht selten „Versager“ oder leiden an einer „intellektuellen Hemmung“, wie Melanie Klein sie untersucht hat.<sup>90</sup> Sie unterstreicht neben der von Freud formulierten These, dass Störungen der intellektuellen Fähigkeiten, darunter Neugierde und Wisstrieb, von der Kastrationsangst herrühren, die Bedeutung aggressiver, genauer: sadistischer Phantasien, gegen die eine massive Abwehr aufgeboten wird. Die Psychoanalyse lehrt die auf den ersten Blick so schwer zu fassende Einsicht, dass das Pathogene im menschlichen Seelenleben nicht so sehr die Aggression selbst, also etwa der mörderische Wunsch ist, sondern vielmehr die internalen Gegenreaktionen, die wie auch immer geartete Abwehr. Klein geht davon aus, „daß spezifische intellektuelle Hemmungen ebenso wie eine generelle Hemmung des Wißtriebs auf die Abwehr gegen den Sadismus zurückgehen können“<sup>91</sup>, wobei festzuhalten ist, dass sie den Sadismus als *normale* Triebregung einstuft, sofern er nicht ein gewisses Maß übersteigt. Sie hebt folglich hervor, dass nicht die destruktiven Phantasien und Impulse per se zur psychischen Erkrankung führen, sondern die Maßnahmen gegen diese. Der scheiternde Vaternörder leidet – um es stark vereinfacht zu sagen – an unterdrückter, verleugneter oder verdrängter Aggression, die seine Lebenskräfte, seine Aktivität lähmt. Auf der Phänomen-Ebene finden wir den beruflich Erfolglosen mit seiner un gelenk anmutenden *Hexis* (vgl. ST, Kap. VII/2), den Sohn, dem die väterlichen Schuhe nicht passen, dessen Entwicklung stagniert. Prozesse der De- und Rehabitualisierung sind und bleiben dauerhaft beeinträchtigt. Die Variante der Wendung der Aggression gegen die eigene Person bedeutet mithin das Missglücken des „gewöhnlichen Vaternmords“. Letzterer mag nur dann gelingen, wenn die Aggression – in nicht-letaler Dosis – in den Dienst der Selbstbehauptung gestellt wird. Zwei Bedingungen müssen dafür allerdings erfüllt sein: Zum einen dürfen die sadistischen Impulse nicht zu gewaltig sein (angeborene Triebdisposition), zum anderen braucht es für eine ausgewogene Triebmischung (libidinöse und destruktive Triebe verlötet) eine fördernde, jedenfalls „ausreichend gute“ Umwelt. Ein autoritärer Vater, der sich noch dazu als Repräsentant einer idealisierten totalitären patriarchalen Kultur versteht und in dieser eingebettet und – im psychischen Sinne – aufgehoben ist, vereitelt jedenfalls mit hoher Wahrscheinlichkeit den so notwendigen Vaternmord des Sohnes.

---

<sup>90</sup> Vgl. Klein, Melanie: Beitrag zur Theorie der intellektuellen Hemmung (1931). In: Dies.: Gesammelte Schriften I.1, hrsg. v. Cycon, Ruth u.a., übers. v. Vorspohl, Elisabeth. Stuttgart: Frommann-Holzboog 1995, S. 377-294.

<sup>91</sup> Ebda. S. 377.

## VII. Theoretische Erkundung II: Der Habitus und seine Krisen

Der Leib glaubt, was er spielt: er weint, wenn er Traurigkeit mimt. Er stellt sich nicht vor, was er spielt, er ruft sich nicht die Vergangenheit ins Gedächtnis, sondern *agiert* die Vergangenheit *aus*, die damit als solche aufgehoben wird, erlebt sie wieder.

Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, 1980

### 1) Habitus und Literaturwissenschaft

Pierre Bourdieus Ideen zur Beschaffenheit der sozialen Welt und ihrer Akteure sowie die von ihm entworfenen Instrumentarien zur Beobachtung und empirischen Untersuchung eben dieser sozialen Strukturen finden verstärkt seit dem Millennium Eingang in die Literaturwissenschaft, wobei besonders seine Feldtheorie Interesse geweckt zu haben scheint. Ein Blick in einschlägigen Datenbanken legt die Vermutung nahe, dass sich das „Feld“ als methodische Kategorie als brauchbar für die Literatursoziologie, aber auch für die Literaturanalyse erwiesen hat. Die konzentriertere Befassung mit dem *Bourdieu'schen Habitus* – in Abgrenzung zu einer allgemeineren, unspezifischen Verwendung des Begriffs – setzt etwas später ein. 2010 werden dem *Habitus* erstmals von der Grazer „Zeitschrift für Theater- und Literatursoziologie“ zwei eigene Heftausgaben gewidmet. Anders als in meinem Beitrag geht es Autor\*innen besagter Aufsatzsammlung, insb. Maja Suderlund, allerdings vornehmlich darum, aufzuzeigen, dass und inwiefern sich der literarische Text als empirisches Material eignet, Beiträge zu einer Soziologie zu liefern.<sup>92</sup> Ich möchte den entgegengesetzten Weg einschlagen und das Habitus-Konzept als soziologisches Instrumentarium für die *literaturwissenschaftliche* „Datengewinnung und -interpretation“, für die Narrativ-Analyse fruchtbar machen. Es geht mir also nicht so sehr darum, etwa „einen kleinen Teil zur Soziologie der Konstruktion von ‚Weltsichten‘ beizusteuern“<sup>93</sup> oder die Studien zu Habitus und Habitusformen zu vertiefen und zu erweitern, sondern primär mithilfe der *Habitusanalyse* eine fundierte Aussage über ein wiederkehrendes Narrativ in der Literatur(geschichte), seine Struktur und Beschaffenheit, treffen zu können, freilich in dem Bewusstsein, dass es hier durchaus eine Wechselwirkung gibt: dass also Narrative und ihre Beschreibung zur *Konstruktion* von sozialen Realitäten beitragen, während sie umgekehrt immer auch *Resultat* oder *Destillat* sozialer Erfahrung sind. Ein solches zirkuläres Moment zeichnet übrigens auch den Habitus selbst aus: Er ist einerseits beobachtbares *Ergebnis* der Sozialisierung (Bourdieu bevorzugt den Begriff *Habitualisierung*) innerhalb eines bestimmten sozialen Feldes, ist Resultat jener den Akteur umgebenden sozialen Praktiken und Habitusformen, die

---

<sup>92</sup> Vgl. Suderlund, Maja: Wie kommt der Habitus in die Literatur? Theoretische Fundierung – methodologische Überlegungen – empirische Befunde. In: LiThes 2013/3, S. 40.

<sup>93</sup> Ebda.

dieser notgedrungen verinnerlicht. Als *Motor* sozialer Praktiken kommt ihm aber andererseits auch eine *generative* Funktion zu: er sorgt für die Reproduktion sozialer Verhältnisse. Der Habitus reproduziert sich selbst, analog erhalten sich soziale Verhältnisse, Feld und Klasse.

## 2) Habitus – Einige relevante Bestimmungsstücke

Bourdieu versteht unter Habitus mehr als lediglich Erscheinungsbild, Auftreten, Haltung, Benehmen oder Gebaren, so heißt es in seinem Aufsatz „Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie“ wie folgt:

In diesem Sinne verstanden, d.h. als System der organischen und mentalen Dispositionen und der unbewußten Denk-, Wahrnehmungs- und Handlungsschemata bedingt der Habitus die Erzeugung all jener Gedanken, Wahrnehmungen und Handlungen, die der so wohlbegründeten Illusion als Schöpfung von unvorhersehbarer Neuartigkeit und spontaner Improvisation erscheinen, wenngleich sie beobachtbaren Regelmäßigkeiten entsprechen; er selbst nämlich wurde durch und innerhalb von Bedingungen erzeugt, die durch eben diese Regelmäßigkeiten bestimmt sind.<sup>94</sup>

Habitus als relativ stabiles System von Dispositionen und Schemata umfasst also die Bereiche Wahrnehmung, Denken und Handeln. Boike Rehbein weist darauf hin, dass darüber hinaus auch „die Muster der Empfindungen und Emotionen“ dem Habitus zugerechnet werden können, mitunter sogar die Psyche als solche, sowie der sozialisierte Körper.<sup>95</sup> Entscheidend ist – wie oben bereits erwähnt – das generative Moment (Habitus als Motor und *modus operandi*): Genannte unbewusste Muster ermöglichen, generieren eine potenziell unbegrenzte Zahl von sozialen Praktiken, die aber gerade nicht *beliebig* sind, sondern einem bestimmten „Stil“ entsprechen. So ist der Habitus „determiniert (bzw. *determinierend*, Anm. A.M.) und schöpferisch zugleich“<sup>96</sup>. Dem wiederholten Determinismus-Vorwurf von Seiten der Kritik ist daher entgegenzuhalten, dass das Konzept es sehr wohl erlaubt, „Freiheit zu denken, die aber nie eine absolute, sondern eine bedingte ist, was dann gleichzeitig den unbedingten Determinismus ausschließt“<sup>97</sup>, wie Joseph Jurt konkludiert. Nichtsdestotrotz muss der Habitus als Generator von mehr oder weniger klar identifizier- und klassifizierbaren Lebensstilen gedacht werden, wobei jeder individuelle Habitus eine Variante des Klassen- und Gruppenhabitus darstellt. In „Sozialer Sinn“ heißt es:

(J)edes System individueller Dispositionen ist eine *strukturelle Variante* der anderen Systeme, in der die Einzigartigkeit der Stellung innerhalb der Klasse und des Lebenslaufs zum Ausdruck kommt. Der „eigene“ Stil, d.h. jenes besondere Markenzeichen, das alle Hervorbringungen desselben Habitus tragen, seien es nun Praktiken oder Werke, ist im Vergleich zum Stil einer Epoche oder Klasse immer nur eine *Abwandlung* (...).<sup>98</sup>

---

<sup>94</sup> Bourdieu, Pierre: Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie. In: Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 40.

<sup>95</sup> Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz, München: UTB 2016, S. 87 u. S. 89 (Fußnote 5).

<sup>96</sup> Ebda. S. 85.

<sup>97</sup> Jurt, Joseph: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu. In: LiThes 2013/3, S. 10.

<sup>98</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp 2015, S. 113.

*Ethos* und *Hexis* können – mit Vorbehalten – als zwei sich ergänzende und zuweilen ineinandergreifende Bereiche des Habitus aufgefasst werden: ein intellektueller und ein körperlicher. Die Unterscheidung wird von Bourdieu selbst zwar nicht konsequent aufrechterhalten<sup>99</sup>, für die literarische Habitusanalyse erweist sie sich allerdings als praktikabel. Mit *Hexis* sind neben Körpertechniken und Haltungen auch die „Umgangsweisen und das Auftreten einer Person, deren Akzent und Manieren – kurz, alle Aspekte der physischen Erscheinung, die als Bestimmungsfaktoren der sozialen Position gelesen werden können“<sup>100</sup> bezeichnet. Auch die Protagonisten des ausgewählten literarischen Textes haben ihre je spezifisch leibliche und „leiblich *eingeprägte* Verortung im sozialen Kosmos (Hervorhebung, A.M.)“<sup>101</sup>. Die Relevanz der *Hexis* ist besonders augenfällig im Falle des militärischen oder faschistischen Habitus – selten fehlt bei literarischen Schilderungen von Militärs eine entsprechende detailgenaue Beschreibung von Gang, Haltung, Positur usw. – und tritt möglicherweise subtiler in Erscheinung bei anderen Habitusformen, ohne deswegen weniger bedeutsam zu sein. Es wird zu zeigen sein, wie Epochenbruch, Vatermord und Habituskrise vor allem auch die Gewissheit hinsichtlich des leiblichen In-der-Welt-Seins erschüttern. Die in der Donaumonarchie tief verwurzelten Figuren Joseph Roths beschwören nicht zuletzt deshalb eine nostalgisch getönte Wehmut herauf und evozieren Mitleid, weil sie in ihren alten, unzeitgemäßen Kleidern, mit ihren überkommenen Posen, Gesten und Manieren so vergeblich um ihre Daseinsberechtigung ringen oder – in ihrer Passivität – gerade nicht ringen und ihre ganze Vulnerabilität offenbaren. Ihre Gewänder muten wie Kostüme an, ihr Mobiliar ist museal – und museal sind ihre Praktiken. Gerhard Fritsch z.B. zeigt in seinem Roman „Moos auf den Steinen“ so eindrucksvoll, wie sich unzeitgemäße Konvention – Stichwort: Trägheit des Habitus, der *Hexis* – für das Auge des zeitgemäßen Betrachters wie Travestie ausnehmen muss: Eine kleine Gesellschaft kommt in der Nachkriegszeit des Zweiten Weltkriegs in einem seit dem Ende der Monarchie dahinmodernden Barockschlösschen zusammen, wo von der Tochter des Barons, des Gutsbesitzers und einstigen k.u.k.-Offiziers, ein pseudo-feudales Abendessen in Abendgarderobe inszeniert wird, und zwar bereits in dem zynischen Bewusstsein, dass Kleidung und Verkleidung, Manieren und Theatergesten nicht mehr klar unterscheidbar sind. Der Putz bröckelt von Decke und Wänden, die Atmosphäre ist getragen von widersprüchlichen Gefühlen: Nostalgie, Melancholie, Selbstironie und doch wieder Verleugnung.<sup>102</sup> Der habsburgische Mythos und seine zugehörigen Habitus scheinen

---

<sup>99</sup> Vgl. Eintrag „Habitus“. In: Bourdieu-Handbuch: Leben-Werk-Wirkung. Hg. v. Gerhard Fröhlich. Stuttgart (u.a.): Metzler 2014, S. 114.

<sup>100</sup> Eintrag „Hexis“. In: Bourdieu-Handbuch: Leben-Werk-Wirkung. Hg. v. Gerhard Fröhlich. Stuttgart [u.a.]: Metzler 2014, S. 125.

<sup>101</sup> Ebda.

<sup>102</sup> Vgl. Fritsch, Gerhard: Moos auf den Steinen. Mattighofen: Korrektur Verlag 2014, S. 74ff.

das Ende der Monarchie lange zu überleben, durchaus bei gleichzeitigem Bewusstsein der Figuren, dass es sich eben um einen Mythos handelt, einen Mythos allerdings, der den Figuren *leiblich eingeschrieben* bleibt. Bourdieu schreibt entsprechend auch von „Werten“, die „verleiblicht“ worden sind über Wege einer „stille(n) Pädagogik, die es vermag, (dem Individuum, A.M.) *eine komplette Kosmologie, Ethik, Metaphysik und Politik* über so unscheinbare Ermahnungen wie ‚Halt dich gerade!‘ oder ‚Nimm das Messer nicht in die linke Hand!‘“<sup>103</sup> beizubringen. Die jeweilige politische Ideologie äußert sich dann in „scheinbar unbedeutendsten Einzelheiten von Haltung, Betragen oder körperliche(n) und verbale(n) Manieren“<sup>104</sup>. Gerade bei Beschreibung und Untersuchung des habsburgischen Militärhabitus, aber auch des faschistischen Habitus wird die Tatsache so evident, dass „Arme und Beine (...) voller Imperative (sind)“<sup>105</sup> und die Techniken des Leibes eine „pars totalis“ bilden, die „jederzeit das ganze System beschwört“<sup>106</sup>. Ganz gleich, ob wir an den preußischen, den habsburgischen oder den faschistischen Militär denken, für sie alle erscheint die folgende, von Bourdieu formulierte Definition der *Hexis* besonders zutreffend:

Die körperliche Hexis ist die realisierte, **einverleibte**, zur dauerhaften Disposition, zur stabilen Art und Weise der Körperhaltung, des Redens, Gehens und damit des Fühlens und Denkens gewordene **politische Mythologie** (Hervorhebung, A.M.).<sup>107</sup>

Für die Analyse des Zusammenhangs von Habitus und Vatemord vor dem Hintergrund der Epochenschwelle – besonders im Sinne eines politischen und eben auch: politisch-mythologischen Umbruchs – ist insbesondere auch der Aspekt der *Zeitlichkeit und Geschichtlichkeit des Habitus* von Belang. Jurt erläutert in Hinblick auf eben diese Dimension, dass der Habitus „eine im Körper inkarnierte Geschichte“ sei, analog seien „die Strukturen und Institutionen in Dingen objektivierte Geschichte“<sup>108</sup>. So plötzlich Ereignisse wie Umsturz und Vatemord anmuten, so behäbig erweisen sich Habitus und folglich bestimmte soziale Gruppenstrukturen – eine empirische Tatsache, der Bourdieu mit dem Konzept der *Hysteresis* Rechnung trägt. Der in Physik und Volkswirtschaft gebräuchliche Begriff bezeichnet einen Trägheitszustand, eine ausbleibende Anpassung an neue und andere Umwelt-, Wirtschafts- oder soziokulturelle Bedingungen. Soziale Verhältnisse ändern sich, nicht aber die beharrlichen Dispositionen. „Am stärksten“, so Sophia Prinz, „kommt Unangepasstheit dann zum Ausdruck, wenn es plötzliche und sehr starke Veränderungen wie bspw. Revolutionen gibt“<sup>109</sup>. Der Hysteresis-Effekt ist zudem eine Ursache

<sup>103</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp 2015, S. 128.

<sup>104</sup> Ebda.

<sup>105</sup> Ebda.

<sup>106</sup> Ebda.

<sup>107</sup> Ebda. S. 129.

<sup>108</sup> Jurt, Joseph: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu, S. 13.

<sup>109</sup> Eintrag „Hysteresis“. In: Bourdieu-Handbuch: Leben-Werk-Wirkung. Hg. v. Gerhard Fröhlich. Stuttgart (u.a.): Metzler 2014, S. 125.

für die Gespaltenheit oder Zerrissenheit des Habitus, also für die *Krisen des Habitus* schlechthin (vgl. ST, Kap. VII/5).

### 3) Habitus und Psychoanalyse

Die in dieser Arbeit zum Zweck der Literatur- bzw. Narrativanalyse vorgeschlagene Zusammenführung bestimmter psychoanalytischer und Bourdieu'scher Theoriebildungen basiert auf der, in der v.a. jüngeren sozialwissenschaftlichen Forschung mehrfach beschriebenen, strukturellen Ähnlichkeit von insbesondere dem Habitus-Konzept und psychoanalytischen Konzepten unbewusster Prozesse. Die Überwindung des Vaters lässt sich mit Gewinn in Begriffen der *Desidentifizierung* und *Dehabitualisierung* darstellen, zwei – vornehmlich in ihrer positiven grammatischen Form (Identifizierung und Habitualisierung) gebrauchte – *termini technici* ganz unterschiedlicher Provenienz, doch mit frappierenden Gemeinsamkeiten. Vera King nennt Bourdieu folgerichtig einen „Analytiker des Sozialen“<sup>110</sup>, Muriel Darmon spricht in ihrer Studie über „Bourdieu and Psychoanalysis“ von einem „Pas de deux“<sup>111</sup>, Michael Zander bemüht sich angesichts der zahlreichen offenkundigen Parallelen schließlich um eine „psychologische Fundierung des Habitus-Begriffs“<sup>112</sup>; um nur einige Autor\*innen anzuführen, die sich gerade den Schnittflächen widmen.

An dieser Stelle gilt es, vor allem die Parallelen und Unterschiede jener Phänomene und Prozesse zu elaborieren, die im Zusammenhang mit *Vateridentifizierung* (1. Phase lt. Schema) und *Vatermord* (2. Phase lt. Schema) relevant sind. Bei der Vaternötigung, wie Freud sie in „Totem und Tabu“ konzeptualisiert, nehmen Aspekte der oralen Einverleibung/Inkorporation als primitive Vorstufe von Identifizierung eine essentielle Rolle ein. Vorgängig ist der Wunsch, an die Stelle des Vaters zu rücken, mit ihm „ident“ zu werden (und ihn damit auszulöschen) bzw. seine Macht und Potenz in Besitz zu nehmen, zu rauben. Die Inkorporation ist ein primär *leiblicher* Vorgang. Einverleibt wird aus unterschiedlichen Motiven, wie Laplanche und Pontalis zusammenfassen: aus Liebe, Destruktion, zur Aufbewahrung im Inneren oder zur Aneignung der Qualitäten des Objekts.<sup>113</sup> Diese im Grunde kannibalistischen Methoden der Inbesitznahme verweisen stark auf eine vom Subjekt ausgehende *aktive* Bewegung: Das Subjekt tut etwas mit

---

<sup>110</sup> King, Vera: Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen. Methodologische und konzeptionelle Bezüge zur Psychoanalyse sowie sozialpsychologische Perspektiven im Werk Bourdieus. In: Sozialer Sinn 15/1 (2014), S. 3-28.

<sup>111</sup> Darmon, Muriel: Bourdieu and Psychoanalysis. An empirical and textual study of a pas de deux. In: Sociological Review 64/1(2016), S.110-128.

<sup>112</sup> Zander, Michael: Im Schutze der Unbewusstheit. Ansätze zu einer psychologischen Fundierung des Habitusbegriffs im Werk Pierre Bourdieus. In: Journal für Psychologie 18/1 (2010), Online-Version ohne Seitenangaben.

<sup>113</sup> Vgl. Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt: Suhrkamp 1973, S. 241.

seiner Umwelt und den Objekten in ihr. Identifizierung, von Freud zunächst also gedacht als *oral*er Akt (vgl. auch die spätere Objektbeziehungstheorie Kleins, in der der Stillvorgang als primäres Identifizierungsgeschehen von eminenter Bedeutung sein wird), wird später zwar als *psychischer* Prozess behandelt, die leibliche Dimension aber bleibt bestehen. Der *Habitus* nun ist zwar per definitionem als *generative Struktur, die Gedanken-, Emotions-, Wahrnehmungs- und insb. Handlungsmuster erzeugt*, zu verstehen, aber auch Bourdieu betont, wie oben ausgeführt, immer wieder die *körperliche* Verankerung: „Was der Leib gelernt hat, das besitzt man nicht wie ein wiederbetrachtbares Wissen, sondern das ist man“<sup>114</sup>. Der *Habitus* ist „Leib gewordene Geschichte“, als „psychosomatisches Gedächtnis“<sup>115</sup> und generatives Prinzip, das eine beschränkte Zahl von Handlungs- oder Erlebensweisen hervorbringt, hat er mit Freuds Vorstellung vom psychischen Apparat also die körperliche Fundierung gemein. Es sei daran erinnert, dass für Freud das Ich vor allem und zuallererst als ein Körperliches vorgestellt wird.

Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem *Habitus* des Akteurs (Soziologie) und dem *Ich* des Subjekts (Psychoanalyse/Philosophie) liegt allerdings in den jeweiligen Überlegungen zur Genese. *Habitualisierung* bedeutet Bourdieu zufolge zwar auch Lernen und Aneignung sozialer Handlungsformen und Schemata über „praktische Mimesis“<sup>116</sup>, dominant ist aber die Bewegung von außen auf das tendenziell *passiver* zu denkende Individuum hin, im Sinne einer Einschreibung des Sozialen: „Wie der Griffel etwas in die Schreibtafel graviert“, so wird dem Körper „ein regelrechtes Programm ein(geprägt)“<sup>117</sup>. Ganz anders die Vorstellungen, die Freud mit dem kannibalistischen Moment der Ich-Werdung via Identifizierungen evoziert.<sup>118</sup> Der Trieb ist das wesentliche Moment in der Freud'schen Psychoanalyse, *er* stößt die aktive Beschäftigung des Individuums mit seiner Umwelt an. Wesentlich für beide Konzepte ist allerdings die Tatsache, dass sich Sozialisierung und Individuierung über weite Strecken – freilich nicht ausschließlich – unbewusst vollziehen. Die Parameter Aktivität versus Passivität hinsichtlich des In-der-Welt-Seins, der Grad der Bewusstheit/Unbewusstheit und das Primat des Körpers bilden jedenfalls zentrale Kategorien für die Figurenanalyse.

Bourdieu und Freud, resp. ihre Nachfolger\*innen, widmen ihre Aufmerksamkeit naturgemäß stärker den linear vorwärts-gerichteten Entwicklungsprozessen, fragen also nach der *Genese*

---

<sup>114</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 135.

<sup>115</sup> Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz, München: UTB<sup>3</sup>2016, S. 87.

<sup>116</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 135.

<sup>117</sup> Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus, S. 89.

<sup>118</sup> Anm. Auch Bourdieu spricht immer wieder, z.B. in den „Meditationen“, von der „Einverleibung der sozialen Struktur“ (S. 216), er denkt aber freilich nicht triebtheoretisch, sodass hier Einverleibung eher als Verinnerlichung eines Regelwerks, von Schemata zu denken ist. Kein Triebwunsch fordert hier die Aktivität des Individuums. Es ist eine „stille Pädagogik“ am Werke, die Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata zwischen Individuum Leib „schaltet“ (vgl. Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 134).

des Individuums in seinem sozialen Kontext, nach den Bedingungen der Subjektwerdung. Viel weniger differenziert ausgearbeitet sind gegenläufige Prozesse (Dehabitualisierung, Entidealisierung, Desidentifizierung), Diskontinuitäten und Brüche – Pathologien im engeren Sinne ausgenommen. Beide Theoriebildungen fokussieren deterministische Aspekte und vernachlässigen so gewissermaßen die Veränderungs- und Transformationsmöglichkeiten von Subjekt/Akteur und Gesellschaft, vom Freud'schen Gründungsmythos als Schilderung eines beispiellosen Einschnitts vielleicht abgesehen.

#### **4) Habitusformen: Die Habitus der Väter**

Habitus erweist sich als ein äußerst elastischer Begriff, weil er, so scheint es, Attribuierungen und Spezifizierungen ganz unterschiedlicher Art erlaubt. So ist in Forschungsbeiträgen z.B. von einem *urbanen Habitus* ebenso die Rede wie von einem *Geschlechterhabitus*.<sup>119</sup> Der Unterscheidung liegen aber offensichtlich völlig unterschiedliche Kategorien zugrunde: In dem einen Fall wird der Habitus durch Verweis auf die Region bestimmt, in dem anderen Fall durch Verweis auf das soziale Geschlecht. Es ließe sich also von verschiedenen *Gattungen* von Habitus sprechen: Habitus nach Region, Geschlechterhabitus, Habitus nach sozialer Herkunft/Klassenhabitus, Berufshabitus, politischer Habitus usw. Die Dehnbarkeit des Konzepts mag auch zu einer gewissen Verwässerung geführt haben, sodass es dringlich erscheint, Überlegungen zum Habitus immer wieder an die Bourdieu'schen Theoriebildungen zurückzubinden; vor allem, um nicht Gefahr zu laufen, mit dem Terminus nur mehr ein durch ein paar wenige soziale Koordinaten lose bestimmtes So-Sein oder In-der-Welt-Sein zu bezeichnen. In Bourdieus „Entwurf einer Theorie des Handelns“ findet sich eine frühe Formulierung dessen, was den Habitus ausmacht. Hier nennt er einige Aspekte, die neben den bereits genannten als weitere Orientierungspunkte dienen können:

Die für einen spezifischen Typus von Umgebung konstitutiven Strukturen (etwa die eine Klasse charakterisierenden materiellen Existenzbedingungen), die empirisch unter der Form von mit einer sozial strukturierten Umgebung verbundenen Regelmäßigkeiten gefaßt werden können, erzeugen Habitusformen, d.h. Systeme dauerhafter Dispositionen, strukturierte Strukturen, die geeignet sind, als strukturierende Strukturen zu wirken, mit anderen Worten: als Erzeugungs- und Strukturierungsprinzip von Praxisformen und Repräsentationen, die objektiv ‚geregelt‘ und ‚regelmäßig‘ sein können, ohne im geringsten das Resultat einer gehorsamen Erfüllung von Regeln zu sein.<sup>120</sup>

Soziale Strukturen, gekennzeichnet durch eine gewisse Dauerhaftigkeit, Regelmäßigkeit und Gerechtigkeit, erzeugen Habitusformen, als Beispiel für solche Strukturen nennt Bourdieu die

---

<sup>119</sup> Vgl. z.B. Dirksmeier, Peter: Urbanität als Habitus: Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld: Transcript-Verlag 2009; oder Helfferich, Cornelia: Familie und Geschlecht: Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie. Opladen, Toronto: Verlag Budrich 2017.

<sup>120</sup> Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabyliischen Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp 1976, S. 164f.

*Klasse* und ihre Existenzbedingungen. Der Habitus selbst ist strukturierende Struktur, er ist Garant für die Erhaltung von Praxisformen und Repräsentationen. Habitus und Struktur – später entwickelt Bourdieu seine Theorie des sozialen *Feldes*, eine Präzisierung und Spezifizierung des Begriffs der sozialen Struktur – stehen also in einem komplexen Verhältnis zueinander, überlappen sich und bilden doch je eigene Entitäten. Jurt fasst zusammen, der Habitus sei „Instrument der praktischen Erkenntnis (und) ermöglicht es, sich unmittelbar und gleichsam unbewusst dem im Wandel begriffenen Kontext anzupassen“<sup>121</sup>. Die Frage, wie diese „Abgestimmtheit ohne Abstimmung“<sup>122</sup> des Akteurs mit dem Feld, der Struktur, dem Kontext, wo er sich bewegt, letztlich zustande kommt, hat Bourdieu nicht erschöpfend behandelt, ebenso wenig das Verhältnis von Habitus und Psyche, das, wie Vera King moniert, genauer hätte gefasst werden können und müssen. Zu wenig Aufmerksamkeit sei psychischen Prozessen (Verinnerlichung, Interiorisierung, Inkorporierung) gewidmet worden, die bei der „Subjektkonstitution in Form des Habitus“ wohl eine eminent wichtige Rolle spielen müssen.<sup>123</sup> Bourdieus Fokus liegt vielmehr auf den Institutionen, also dem Ort der Geburt und Reproduktion des Habitus. Die primäre Institution ist die Familie, die sekundäre die Schule, analog wird zwischen einem primären und sekundären Habitus unterschieden, wobei durch die weitere extra-familiale Sozialisation der „primäre Habitus verstärkt oder auch modifiziert werden kann“<sup>124</sup>. Jurt betont die seiner Auffassung nach stärker im Vordergrund stehende *Anpassungsfähigkeit* des Habitus, andere Autor\*innen heben mehr die *Trägheit* des Habitus hervor. Auch wenn nicht von einer „mechanische(n) Determination durch das Milieu“<sup>125</sup> auszugehen ist, ist es – mit Blick auf die untersuchten Texte – der Habitus der Väter und ihr Milieu, die für die gesamte weitere Laufbahn der Söhne prägend und konflikthaft sind, wobei dem Aspekt des *Autoritären* (im Männlichkeitsbild und korrelierenden Erziehungsidealen) eine entscheidende Rolle zukommt.

Militärischer Habitus, gleich ob preußischer oder habsburgischer Prägung, faschistischer Habitus, aber auch provinzieller (männlicher) Habitus sind ganz wesentlich bestimmt durch einen starken autoritären Zug. Ich beziehe mich in der Skizzierung des autoritären Charakters auf die Untersuchungen Theodor W. Adornos et al., natürlich in dem Bewusstsein, dass sich die Studien der Frankfurter Schule nach dem Zweiten Weltkrieg auf den „potentiellen Faschisten“<sup>126</sup> konzentrierten. Allerdings liegt auch das Interesse in den „Studien“ nicht so sehr in der Erforschung des Faschisten an sich, sondern jener Charakterstruktur, die eine „extreme *Anfälligkeit*

---

<sup>121</sup> Jurt, Joseph: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu, S. 15.

<sup>122</sup> Vgl. Barlösius, Eva: Pierre Bourdieu. Frankfurt: Campus Verlag 2011, S. 45ff.

<sup>123</sup> Vgl. King, Vera: Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen, S. 22-23.

<sup>124</sup> Jurt, Joseph: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu, S. 11.

<sup>125</sup> Ebda.

<sup>126</sup> Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt: Suhrkamp 1976, S. 1.

für faschistische Propaganda (Hervorhebung, A.M.)<sup>127</sup> und entsprechend antidemokratische Tendenzen zeigt. Es ist klar, dass dieser Charaktertypus nicht ahistorisch gedacht werden kann, was seine Entstehungsbedingungen und Ausformungen anbelangt, einige zentrale Züge des Autoritären können aber m.E. mit Vorbehalten vorsichtig generalisiert werden und treffen ebenso für andere Habitusformen zu. Adorno beschäftigt sich gerade auch mit der „Empfänglichkeit des Individuums für (...) Ideologien“, die „in erster Linie von psychologischen Bedürfnissen“<sup>128</sup>, also Trieben, Wünschen und emotionalen Impulsen abhängen. Der Charakter ist von diesen Bedürfnissen bestimmt, er ist zugleich „Determinante ideologischer Präferenzen“<sup>129</sup>. Der autoritäre Typus, so Adornos und Horkheimers Hypothese, habe „den Ödipuskomplex auf sadomasochistische Weise (ge-)löst“<sup>130</sup>. Eine ausgeprägte äußere, gesellschaftliche Unterdrückung gehe mit der inneren Verdrängung von Triebwünschen einher, ursprüngliche Aggressivität werde gegen die eigene Person gewendet. Das Resultat ist ein – stets lustbringender – Masochismus, der an „Gehorsam und Unterordnung Gefallen findet“<sup>131</sup>. Ins Gegenteil gewendet wird auch der Hass gegen den Vater, während die Liebe zur Mutter unter „ein strenges Tabu“ falle. Adorno hält fest:

In der Psychodynamik des „autoritären Charakters“ wird die frühere Aggressivität zum Teil absorbiert und schlägt in **Masochismus** um, zum Teil bleibt sie als **Sadismus** zurück, der sich ein **Ventil** sucht in denjenigen, mit denen das Individuum sich nicht identifiziert: in der **Fremdgruppe** also (Hervorhebungen, A.M.).<sup>132</sup>

Auf diese, die Fremdgruppe, werde schließlich alles an feindseligen Triebstreben projiziert, der „Jude“ i.d.F. werde „Ersatz für den verhaßten Vater“<sup>133</sup> und versammelt schließlich all jene hassenswerte Eigenschaften, die einst dem Vater gehörten (und letztlich immer noch gehören): Kälte, Herrschsucht, Gewalt/Rücksichtslosigkeit. So wird die schwelende Ambivalenz beruhigt, der gewalttätige Vater wird nunmehr als gut, niemals unbeherrscht, gerecht und ehrlich beschrieben; was er sagt, ist Gesetz im positiven Sinne.<sup>134</sup>

Individuen, die das autoritäre Syndrom aufweisen, zeigen zwanghafte Züge in Hinblick auf ihre Einstellungen und Verhaltensweisen, Stereotypie ist „Mittel zur sozialen Identifikation“<sup>135</sup> und hat für die Psyche zugleich eine ökonomische Funktion. Rigide ist auch das Festhalten an hierarchischen Gefügen und die überstarke Identifikation mit überlegenen Autoritätsfiguren. „Der ‚Autoritäre‘, der sich mit der Macht identifiziert, lehnt zu gleicher Zeit alles ab, was ‚unten‘

---

<sup>127</sup> Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, S. 2.

<sup>128</sup> Ebda. S. 3.

<sup>129</sup> Ebda. S. 7.

<sup>130</sup> Ebda. S. 323.

<sup>131</sup> Ebda.

<sup>132</sup> Ebda.

<sup>133</sup> Ebda.

<sup>134</sup> Vgl. die Auszüge aus den Interviews. In: Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, S. 326.

<sup>135</sup> Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, S. 323.

ist“<sup>136</sup>, schreibt Adorno und verweist auf die Überzeugung dieses Typs, dass die Notlage des Armen, sozial Benachteiligten und von der Macht nicht Begünstigten in jedem Falle „wohlverdiente Strafe“<sup>137</sup> wäre. Das besonders restriktive Über-Ich findet innerhalb dieses Systems und Denkmusters „doppelte(s) Vergnügen“<sup>138</sup>: im Befehlen einerseits und im Gehorchen, im Strafwang andererseits. Worauf Adorno hier nicht eingeht, ist das starre Bestehen (des Mannes mit autoritären Zügen) auf einer konservativen Geschlechterordnung, ein Thema, das Pierre Bourdieu in „Die männliche Herrschaft“ aufgreift und umfassend analysiert. Das Frauen- und Männerbild des autoritären Charakters näher zu beleuchten fehlt hier der Raum, einer zentralen Überlegung dazu, die wiederum die so essentielle körperliche Dimension sozialen Seins und sozialer Verhältnisse hervorhebt, sei durch die Anführung der folgenden prägnanten Passage aus „Sozialer Sinn“ Genüge getan:

Männliches Streben nach oben gegen weibliche Bewegung nach unten, Geradheit gegen Biegsamkeit, Wille zum Obenaufsein gegen Unterwerfung, diese grundlegenden Gegensätze der Gesellschaftsordnung zwischen Herrschenden und Beherrschten, aber auch zwischen den herrschend Herrschenden und unterdrückt Herrschenden, sind stets geschlechtlich überdeterminiert, als hätte die Körpersprache von geschlechtlicher Herrschaft und Unterwerfung die Grundlage für die körperliche und verbale Sprache von gesellschaftlicher Herrschaft und Unterordnung abgegeben.<sup>139</sup>

Jede Erzählung von Unterdrückung und Unterwerfung ist, wenn man Bourdieus These folgen will, also zugleich eine Erzählung über das Geschlechterverhältnis. Die Reproduktionsfunktion, die dem Habitus eigen ist, sorgt verlässlich für die Institutionalisierung dieser Hierarchisierungen. Die Habitus der Väter werden an die Söhne weitergegeben, durch explizite, von bewussten Idealen und Wertvorstellungen geleitete Erziehung, durch eine subtilere „stille Pädagogik“ (unbewusste strukturierende Strukturen), aber auch durch vom Individuum ausgehende Prozesse der Nachahmung, der Mimesis und der Einverleibung.<sup>140</sup> Bourdieu selbst hat keine Sozialisationstheorie vorgelegt und sich daher auch nicht systematisch mit der *Genese* des Habitus befasst.<sup>141</sup> Die Begrifflichkeiten, mit denen er die *Habitualisierung* dennoch immer wieder rudimentär zu beschreiben versucht, sind dementsprechend heterogen, mitunter auch widersprüchlich. In seinem populärsten Werk „Die feinen Unterschiede“ bemüht er Termini wie „Konditionierung“ oder „Konstruktion“ des Habitus, dann wieder Begriffe wie „Einverleibung“ oder „Verinnerlichung“<sup>142</sup>, die sichtlich aus ganz unterschiedlichen Domänen herkommen, mithin diametral entgegengesetzte Weltanschauungen und Menschenbilder (latent) mittransportieren,

---

<sup>136</sup> Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, S. 327.

<sup>137</sup> Ebda.

<sup>138</sup> Ebda, S. 324.

<sup>139</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 133.

<sup>140</sup> Vgl. ebda. S. 134ff.

<sup>141</sup> Vgl. Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus, S. 88.

<sup>142</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt: Suhrkamp 1987, S. 277ff.

man denke nur an die Gegensätze zwischen Behaviorismus/Lerntheorie und Psychoanalyse. Bourdieu habe die Genese des Habitus nur als soziale interessiert, konstatiert Rehbein, nicht als individuell-psychologische.<sup>143</sup> Für die Nachverfolgung der *Aneignungs- und Veränderungsprozesse* des Habitus (im Unterschied zu Zustandsbeschreibungen), die für die Narrativ-Analyse bedeutsam sind, muss Habitualisierung immer mit differenzierteren psychologischen Prozessen wie Identifizierung, Internalisierung und Interiorisierung zusammengedacht bzw. durch diese ergänzt werden.

## 5) Vätermord und die Krisen des Habitus

Was nun bedeuten Vaterhass und Vätermord in Begriffen von Habitus und Kapital? Zunächst sei an den von Bourdieu festgestellten *Widerspruch der väterlichen Botschaft* erinnert. Das männliche Kind soll zum „gehorsamen Werkzeug (des) Reproduktions-Projekts“<sup>144</sup> gemacht werden, auf dem Spiel steht der Erhalt jeglichen (materiellen wie immateriellen) Kapitals. Eine gelungene Erbschaft wäre allerdings gewissermaßen ein „auf Befehl des Vaters hin vollzogener Vätermord“<sup>145</sup>, denn Bestand hat das Erbe nur, sofern der Sohn den Erfolg nicht nur weiterführt, sondern den Vater übertrifft, was dieser aber als Machthaber und Träger des Phallus nicht wollen kann. Versagt der Sohn, indem er dem Erfolgsprojekt nicht gerecht wird, so ist das Erbe, der Fortbestand des Kapitals in Gefahr. „Ist der Erbe erfolgreich, so macht er sich des Verrats schuldig“, präzisiert Bourdieu, „scheitert er, so ist er schuldig, weil er den Vater enttäuscht“<sup>146</sup>. In den „Widersprüche(n) des Erbes“ wird eine Reihe von Wegen oder Optionen skizziert, die der Sohn angesichts der unhintergehbaren väterlichen Aufforderung nehmen kann: Er kann sich für das Los des „Erben ohne Geschichte“ entscheiden, indem er „vom Erbe selbst ererbt“<sup>147</sup>, also gleichsam verschlungen wird, sich passiv einfügt und dem Auftrag, so paradox er in sich bleibt, in allen Stücken nachkommt. Die anderen Reaktionsweisen sind „Formen der Negierung“. Die „Mißbratenen (...) vernichten symbolisch und in seinem Grundsatz das väterliche ‚Projekt‘, indem sie in jeder Hinsicht die Gegenposition zum Lebensstil der Familie beziehen“<sup>148</sup>, die „gesamte väterliche Unternehmung (...) für nichtig erklären“<sup>149</sup>, wobei die individuellen oppositionellen Antworten auf das Diktat des *pater familias* äußerst variantenreich sind, wie auch die literarischen Texte beweisen.

---

<sup>143</sup> Vgl. Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus, S. 88.

<sup>144</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 652.

<sup>145</sup> Ebda.

<sup>146</sup> Ebda. S. 655.

<sup>147</sup> Ebda. S. 652.

<sup>148</sup> Ebda. S. 653.

<sup>149</sup> Ebda. S. 654.

Als sozialer Auf- oder Absteiger, als Feld- oder Schichtwechselnder, Künstler und Ästhet, politisch oder sexuell Anderer – ich komme auf die in der Einleitung definierte Gruppe zurück – machen diese „Mißbratenen“ jedenfalls, freiwillig oder unfreiwillig, bewusst oder unbewusst, einen Habituswandel, eine Phase der Dehabitualisierung durch, um dieser radikal *Andere-als-der-Vater* zu werden, d.h. sie müssten (!) konsequenter Weise sowohl den väterlichen Habitus ablegen, abstreifen, loswerden, als auch das zugehörige Erbe, in Form des väterlichen symbolischen und kulturellen Kapitals, verwerfen.

Das Kapital ist definiert als das, was in einem bestimmten Feld *eingesetzt* werden kann und die Position und Handlungsmöglichkeiten des Einzelnen in diesem Feld wesentlich bestimmt, wobei Bourdieu zwischen ökonomischem, kulturellem, sozialem und symbolischem Kapital unterscheidet. Was jeweils als zulässiges Kapital, als Einsatz gilt, ist stets feldabhängig.<sup>150</sup> Zum kulturellen und symbolischen Kapital gehören z.B. Fähigkeiten (inkorporiertes kulturelles Kapital), Bildungstitel (institutionalisiertes kulturelles Kapital) und bestimmte Objekte (objektiviertes kulturelles Kapital) ebenso wie jene wertvollen immateriellen Güter, die sich nur im zwischenmenschlichen Kontext realisieren, also etwa Anerkennung, Wertschätzung, Ehre oder Status (symbolisches Kapital).<sup>151</sup> Es wird im Einzelnen zu untersuchen sein, welches Kapitalvermögen dem jeweiligen väterlichen Habitus zugeordnet ist. Entscheidend ist, dass der Vatermörder, der nicht mehr mit dem Vater identifiziert ist, nicht mehr mit ihm *ident* ist, sich mitunter einem anderen Feld zugehörig fühlt und das väterliche Kapital aus zweierlei Gründen zurückweisen muss: einerseits, weil es im Feld des Sohnes nicht eingesetzt werden kann (z.B. „Ehre“ im literarischen Feld des Schriftsteller-Sohnes) und andererseits nicht mehr mit der Weltanschauung vereinbar sind.

Kulturelles Kapital und Habitus sind so klar voneinander nicht zu trennen, sie besitzen eine leibliche Dimension – vgl. z.B. bestimmte kulturelle Fähigkeiten als *inkorporierte* Kapitalform – sodass sie beide nicht einfach abgestoßen oder veräußert werden können, wie ein materieller oder auch immaterieller Besitz: Das Inkorporierte lässt sich nicht mehr verfolgen, es ist „Leib geworden“, und entzieht sich Bewusstsein und Steuerung. Trotz besseren Wissens des Besitzers „agiert“ dessen Leib beharrlich „die Vergangenheit aus“<sup>152</sup>. Damit ist auch bereits die *Krise des Habitus* markiert, für die jene Trägheit der *Hexis* (in geringerem Ausmaß des *Ethos*) mitursächlich ist. Der Vatermörder wird den Vater, dank dem Hysteresis-Effekt, v.a. auch in körperlicher

---

<sup>150</sup> Vgl. Eintrag „Kapital“. In: Bourdieu-Handbuch: Leben-Werk-Wirkung. Hg. v. Gerhard Fröhlich. Stuttgart (u.a.): Metzler 2014, S. 134ff.

<sup>151</sup> Vgl. ebda.

<sup>152</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 135.

Hinsicht (in seinem Gang, seinen Gesten, seinen Manieren usw.) nicht los, er verbleibt zunächst in einem intermediären Stadium, von dem nicht gesichert ist, dass er es überwinden kann:

Eine Konstellation, in der sich die Hysteresis äußerst deutlich zeigt, ist der ‚gespaltene‘ oder ‚zerrissene Habitus‘. Hierbei entstehen durch sich beinahe unversöhnlich widersprechende Einflüsse Diskordanzen, die durch die Beharrlichkeit des Habitus weiter bestehen bleiben und nicht überbrückt werden. Völlig konträre Einflüsse hinterlassen dabei ihre jeweiligen Spuren in einer Person und sind in deren Habitus schließlich völlig integriert.<sup>153</sup>

Ich folge dieser, dem Bourdieu-Handbuch entstammenden Definition des *gespaltenen Habitus*, mit einem Einwand: Gespaltenheit und Integriertheit als beschreibende Momente des zerrissenen Habitus anzuführen, ist problematisch, widersprechen sich doch diese beiden Zustände ganz fundamental. Der Habitus ist schließlich deshalb ein „zerrissener“, weil die psychische Integration gerade *nicht* gelungen ist. Es sei auf die weiter oben (vgl. ST, Kap. III) zitierte Charakteristik des gespaltenen Habitus verwiesen, wo von der „ständige(n) Negation seiner selbst und seiner eigenen Ambivalenzen“, sowie von der „Vielfalt von Identitäten“<sup>154</sup> die Rede ist. In Psychoanalyse und Psychiatrie ist der Begriff der „Identitätsdiffusion“ gebräuchlich, ein durchaus schwerwiegendes Symptom, das sich besonders bei Patient\*innen mit einem Borderline-Strukturniveau beobachten lässt. Integriertheit ist gerade das, was Menschen mit Identitätsstörungen und Habituskrisen ganz entscheidend vermissen.

Jurt weist übrigens darauf hin, dass Bourdieu selbst bei sich stets einen gespaltenen Habitus beobachtet habe.<sup>155</sup> In seinem „Soziologischen Selbstversuch“ schildert er die Situation, als er, der einfachen Verhältnissen entstammt, ans Collège de France berufen wird und zum gleichen Zeitpunkt vom Tod des Vaters, eines Bauern, später Postbeamten, erfährt. Seine Empfindungen in diesem Moment beschreibt er als „eine Mischung von Anmaßung und Verrat“<sup>156</sup>. Zu bedenken ist, dass Habitus zunächst immer eine *soziostrukturelle* Kategorie ist, Bourdieu ging es – auch oder *gerade* – im „Selbstversuch“, der freilich auch das Individuelle stärker in den Blick nimmt, vorrangig um die Wirkmächtigkeit, den Einfluss *sozialer* Strukturen, die im Habitus (als kollektives Phänomen) ihren Ausdruck finden und gleichzeitig durch ihn stabilisiert und reproduziert werden. Die Krisen des Habitus sind – auch im Sinne des Narrativs, das ja nicht nur Habitus und Vatemord als korrelierende Phänomene zusammenspannt, sondern eben noch den Epochenbruch als entscheidenden Parameter berücksichtigt – nicht in *erster* Linie als individuelle Krisen zu sehen, sondern markieren Brüche und Diskontinuitäten im *sozialen* Gefüge, in der Sozialordnung oder im Feld. Eva Barlösius bringt in ihrer Begriffsbestimmung m.E. am

---

<sup>153</sup> Eintrag „Hysteresis“. In: Bourdieu-Handbuch: Leben-Werk-Wirkung. Hg. v. Gerhard Fröhlich. Stuttgart (u.a.): Metzler 2014, S. 128.

<sup>154</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 656.

<sup>155</sup> Vgl. Joseph Jurt: Die Habitus-Theorie Pierre Bourdieus, S. 11.

<sup>156</sup> Bourdieu, Pierre: Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt: Suhrkamp 2002, S. 123.

konzisesten die Komplexität und Vieldimensionalität der v.a. auch *gesellschaftlichen* Erscheinung auf den Punkt:

Die „Gespaltenheit des Habitus“ wird durch „Reproduktionskrisen“ hervorgerufen. Die bisherigen Rekrutierungsmodi, die eine gewisse Zukunftssicherheit garantierten, funktionieren nicht mehr. Daraus erwächst eine innere Zerrissenheit: Die im Habitus angelegten **Dispositionen, Erwartungen und Selbstanforderungen** stammen noch aus vergangenen Zeiten und sind **nicht mehr an die aktuellen gesellschaftlichen Strukturen rückvermittelbar**. Das, was den Habitus kennzeichnet, seine Abgestimmtheit ohne ausdrückliche Abstimmung, ist verloren. Gerade weil der Habitus nach Kohärenz strebt, werden die Widersprüche, Missklänge und Disharmonien, die sich im Innersten des Subjekts niederschlagen, **als persönliche Tragödie erlebt und nicht als das, was sie sind, nämlich gesellschaftliche Kontradiktionen** (Hervorhebung, A.M.).<sup>157</sup>

Vatermord, Epochenbruch und Habituskrise werden in dieser Diplomarbeit als die wesentlichen Konstituenten *eines* in der Literatur wiederkehrenden Narrativs behandelt, und zwar genau aus den Gründen heraus, die auch Barlösius hervorhebt: Auch der Vatermord kann nicht primär und schon gar nicht ausschließlich als ein *individuelles* Phänomen, sondern muss eben immer auch als *soziales* – psychoanalytisch betrachtet außerdem noch als ein *archaisches* konzeptualisiert werden. Brüche im Vater-Sohn-Verhältnis erweisen sich regelmäßig sowohl als gesellschaftlich-soziale, soziokulturelle, ideologische wie gleichermaßen familiäre und individuelle.

## VIII. Narrativ-Analyse: Interpretamente

Im systematischen Teil dieser Arbeit wurde versucht, die für das Narrativ „Epochenbruch, Vatermord und Habituskrise“ relevanten Elemente, Konstituenten und Konstellationen zu identifizieren, zu beschreiben und ihre psychologische, kulturhistorische und soziologische Dimension zu beleuchten, mit dem Ziel, brauchbare Interpretamente für die Literaturanalyse bereitzustellen. An dieser Stelle seien noch einmal Ausgangspunkt und Zielsetzung formuliert und schließlich kurz zusammengefasst, welchen Aspekten im Close-Reading im analytischen Teil besondere Aufmerksamkeit zuteilwerden soll. Die grundlegende These dieser Untersuchung lautet, dass sog. *Väterbücher* – im weiteren Sinne des Begriffs, d.h. über die gängige Gattungsbezeichnung hinausgehend – die von problematischen Vater-Sohn-Beziehungen resp. -konflikten, vom metaphorischen oder gar faktischen Vatermord erzählen, einem wiedererkennbaren Erzählmuster folgen, das aber nicht in allen Teilen vollständig, und ebenso wenig chronologisch realisiert sein muss. Die narrative Analyse der fiktionalen Texte soll, so die Erwartung, die oben erörterte Tiefenstruktur freilegen und zeigen, auf welche Weise und in welchen Variationen/Varianten die Grundelemente konkret ausgestaltet sind. Ziel ist es darüber hinausgehend, einen neuen und anderen Interpretationszugang zu mitunter bereits vielfach beforschten Texten anzubieten, der psychoanalytische und soziologische Perspektiven verbindet.

---

<sup>157</sup> Barlösius, Eva: Pierre Bourdieu. Frankfurt: Campus Verlag 2011, S. 88.

Das Narrativ, wie es auch im Schema zur Darstellung kommt, fokussiert die Generation der Söhne und jene der Väter vor dem jeweiligen historischen und politisch-ideologischen Hintergrund in der zeitlich-chronologischen Abfolge dreier Phasen. Auf Basis der vorangegangenen theoretischen Erörterung soll abschließend noch ein präzisierender Blick auf die Charakteristika der jeweiligen Phase des Narrativs geworfen werden.

|                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                              |                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                     |
|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>Epoche/Ära/Religiöses oder Politisches System/Ideologie</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Habsburgische Monarchie</li> <li>- Wilhelmminisches Reich</li> <li>- Faschismus/Nazismus</li> <li>- Kommunismus/Sozialismus</li> <li>- usw.</li> </ul>                                                                                                                                                                                                                                                                               | Epochenbruch/Zäsur/Schwelle<br>Umbruch/Wertewandel                                                                                                                                                                                                                                                                                                  |
| <b>Väter-Generation</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Habitus <ul style="list-style-type: none"> <li>○ militärischer</li> <li>○ faschistischer</li> <li>○ sozialistischer</li> <li>○ provinzieller</li> <li>○ usw.</li> </ul> </li> <li>▪ Typus <ul style="list-style-type: none"> <li>○ autoritärer</li> <li>○ narzisstischer</li> <li>○ heroischer</li> <li>○ postheroischer</li> </ul> </li> <li>▪ Erziehungsideale<br/>= Typus/Habitus</li> <li>▪ Männlichkeitsentwurf</li> <li>▪ Symbolisches/Kulturelles Kapital</li> </ul> | <br><br><br> |
| <b>Generation der Söhne</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Identifizierung</li> <li>▪ Mimikry/Imitation/Modelllernen</li> <li>▪ Habitualisierung</li> <li>▪ Idealisierung</li> </ul>                                                                                                                                                                                                                                                                                                                                               | <br>                                                                                                                                                                          |

Abb. 2

*Phase eins.* Nahezu jede (mir bekannte) Vater-Sohn-Erzählung zitiert – wenn auch nur in Form einer flüchtigen Erinnerung, einer blassen Reminiszenz oder als Traum – eine oft längst vergangene Zeit des harmonischen Auf-einander-bezogen-Seins herbei. Der Sohn bewundert den Vater, seinen Habitus und seine soziale Position, sucht Schutz und Zuneigung bei der als omnipotent vorgestellten, übergroßen, gleichzeitig gefürchteten Gestalt. Er hegt den Wunsch, zu werden wie der Vater, sein Erbe anzutreten. Auf Seiten der Söhne ist diese Phase gekennzeichnet durch Prozesse der Identifizierung, der Mimikry und Imitation, des Lernens vom idealisierten Vater. Umgekehrt trägt der Vater seine narzisstischen und omnipotenten Wünsche nach Unsterblichkeit an das männliche Kind heran, indem er, im Einklang mit dem jeweiligen Männlichkeitsentwurf und Erziehungsideal und im Gleichtakt mit den normierenden sozialen Strukturen, auf es einwirkt, in der Hoffnung, es werde sein Projekt nach seinem Willen und in seinem Sinne weiterführen. Der träge Ha-

bitus als strukturierende Struktur gewährleistet für das jeweilige politische System eine loyale Nachkommenschaft. Der triebbesetzte Gedanke der Selbsterhaltung und Reproduktion im väterlichen Subjekt findet sich in den sozialen Strukturen gespiegelt, die ihrerseits erhalten und reproduziert sein wollen. Wohin sonst soll der Bezirkshauptmann Franz Freiherr von Trotta seinen Sohn im „Radetzky marsch“ zum Zwecke der Sozialisierung und Habitualisierung via systematische Erziehung schicken, wenn nicht in die Kadettenschule als Prototyp der ideologischen Kaderschmiede?

*Phase zwei.* Der Übergang zur Krisenphase ist – so kann zumindest für das einzelne Individuum und seine jeweilige Entwicklung behauptet werden – markiert durch ein *life event*, ein einschneidendes Erlebnis, das nicht ursächlich, aber krisenauslösend wirkt, mit Federn kann dabei an die „Enttäuschung“, im Sinne der Ent-Täuschung vom bzw. durch den idealisierten Vater gedacht werden (vgl. ST, Kap. VI/3) . Die *Zäsur als Ent-Täuschung* zu konzipieren, macht auch in Hinblick auf die gesellschaftlich-soziale und politische Ebene durchaus Sinn, man erinnere sich an entsprechende Phänomene der ideologischen Desillusionierung nach dem Ende der Habsburgermonarchie, dem Zweiten Weltkrieg oder dem Fall der Mauer. Ein mehr oder weniger prägnantes, nichtsdestoweniger bedeutsames Ereignis läutet jedenfalls die Krisenphase als die entscheidende *Episode der Vaternötung* in all ihren mannigfaltigen Variationen und Formen ein. Der Vater erweist sich letztlich als tot, untot oder untötbar – der Sohn bleibt (zunächst) ohne Orientierung und Halt. Die oben aus-

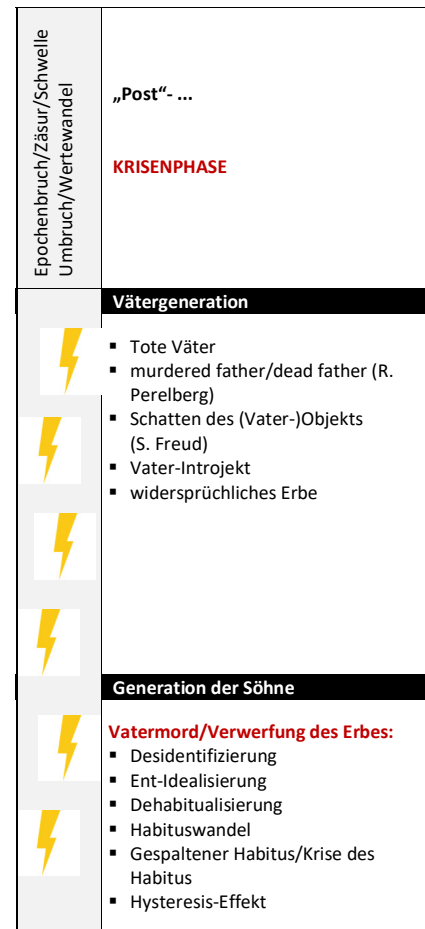


Abb. 3

föhrlich erörterten krisenhaften Prozesse der Dehabitualisierung und Desidentifizierung sind wieder auf der individuellen wie auf der politischen Ebene betrachtbar, für den Einzelnen wie für die ganze Generation der Söhne ist es die Frage nach dem Umgang mit dem widersprüchlichen Erbe (dem väterlichen, politischen, ideologischen), dem äußeren und dem inneren, die ihn/sie umtreibt und mitunter in eine schwere psychische Verstörung führt. Im Zusammenhang mit der zweiten Phase werde ich in der Textanalyse insbesondere auch auf die Krise des Habitus eingehen.

*Phase drei.* Die dritte Phase beschreibt die Rekonsolidierung von Individuum, Ich und Habitus einerseits, sowie Sozial-, Gesellschafts- und politischer Ordnung andererseits – gilt es doch, immer die Parallelität oder zumindest Korrelation der Ebenen im Blick zu behalten. Neue Systeme generieren mitunter Ersatz-Väter oder fungieren selbst als Väter-Ersatz, sodass die Vatersehnsucht gestillt werden kann. „Gewöhnlich kann das Kind nicht anders, als sich immer wieder einen neuen Vater suchen“<sup>158</sup>, heißt es bei Federn, eine (durchaus reife) Möglichkeit wäre allerdings auch die Trauer (in Abgrenzung zur Melancholie): die Trauer um die – vor dem Vätermord verleugneten – *nicht*-autoritären, gar liebenswerten Züge des Vaters oder etwa die Trauer um das Vater-Ideal an sich. Während Federn eine „vaterlose Gesellschaft“ propagiert, betonen Autoren wie Alexander Mitscherlich die essentielle Bedeutung des Vaters als positive Autorität und sehen Vaterlosigkeit (bei Mitscherlich allerdings nicht als Folge eines Vätermords, sondern anderer gesellschaftlicher Entwicklungen im

|  |                                                                                                                                                                                                                                                                      |
|--|----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
|  | <b>Neue Epoche</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>- Demokratien</li> <li>- Republiken</li> <li>- Deutsche Einheit</li> <li>- 68-Generation</li> <li>- usw.</li> </ul>                                                                                        |
|  | <b>Vätergeneration</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Tote Väter</li> <li>▪ Vatersehnsucht</li> <li>▪ Ersatz-Väter/Väter-Ersatz</li> </ul>                                                                                                                 |
|  | <b>Generation der Söhne</b> <ul style="list-style-type: none"> <li>▪ Rekonsolidierung</li> <li>▪ Integration</li> <li>▪ (Re-)Konstruktion: <ul style="list-style-type: none"> <li>○ Habitus</li> <li>○ Identität</li> <li>○ Identifizierungen</li> </ul> </li> </ul> |

Abb. 4

Zusammenhang mit Industrialisierung/Kapitalisierung) als gravierenden Mangel.<sup>159</sup> Auf die jeweiligen Implikationen dieser Auffassungen kann an dieser Stelle nicht näher eingegangen werden.

Neue, verlässliche Identifizierungen und die relative Stabilisierung von *Hexis* und *Ethos* in einer möglicherweise neu erungenen sozialen Position, gegebenenfalls in einem anderen als dem väterlichen Feld, erlauben im günstigen Fall eine Beruhigung der Lage und schaffen Perspektiven für das Individuum, das fortan eigengesetzlich agiert. Auffällig ist, dass diese dritte Phase, die gewissermaßen ein narratives *Happy End* bedeuten würde, in vielen konfliktreichen Vater-Sohn-Erzählungen entlang von Epochenschwellen entfällt. Den Söhnen gelingt es gerade nicht, den Vater metaphorisch zu töten, ihn zu überwinden, um sich späterhin durchaus mit bestimmten seiner Züge versöhnen zu können und eine neue Stabilität zu finden.

<sup>158</sup> Federn, Paul: Federn, Paul: Die vaterlose Gesellschaft, S. 17.

<sup>159</sup> Vgl. Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München: Piper 1982.

## ANALYTISCHER TEIL

### J. ROTH'S „RADETZKYMARSCH“: (MISS-)GLÜCKENDER VATERMORD UND DIE KRISE DES HABSBURGISCHEN MILITÄRHABITUS

#### I. *Männerroman* und *Roman der Väter und Söhne*

Roths Roman ist zweifellos ein *Männerroman*; männlich sind bekanntlich auch die Protagonisten der meisten anderen seiner Texte; dies eine Tatsache, die v.a. in letzter Zeit zu einigem kritischen Nachdenken über Roths Schreiben vor dem Hintergrund und auf Basis gendertheoretischer Überlegungen geführt hat. Während männliche Rezipienten bisher, trotz der Tatsache, dass de facto nur von *männlichen* Krisen die Rede ist, in ihren Deutungsversuchen generalisierend vom „Menschen“ sprechen, der seiner Orientierung und seines Halts angesichts eines epochalen Gesellschafts- und Wertewandels verlustig geht, weisen Autorinnen wie Martha Wörtsching zurecht darauf hin, dass Roth, entgegen seiner eigenen Überzeugung, durchaus keine allgemeine *conditio humana* beschreibt, sondern die Krise eines spezifischen Typus von *Männlichkeit* als Ideologie.<sup>160</sup> In Bezug auf den „Radetzkymarsch“ formuliert sie pointiert:

Thus, on closer consideration, Roth's "backward-looking utopia", as Marcel Reich-Ranicki has called it, turns out to be a place inhabited by men only, being "cleansed" of women; in this patriarchal mythology, women are dismissed in the asides or dealt with as exasperations, as diversions from the straight path towards male individual autonomy.<sup>161</sup>

Wörtsching liest den Roman als *maskulinistischen Mythos*, der die konventionellen und klischeehaften Männlichkeitsideale ebenso konsequent – wenn auch durchaus ironisch – zur Darstellung bringt, wie auch die Angst und die Erfahrung der Machtlosigkeit des männlichen Subjekts, die durch Misogynie abgewehrt, gebannt werden soll. Misogynie Züge unterstellt sie im Übrigen auch dem Autor selbst. Auf die wenig plastisch gezeichneten, schablonenhaften und scheinbar einflusslosen Frauenfiguren im Roman werde ich weiter unten noch in anderem Zusammenhang zu sprechen kommen, ausdrücklich hingewiesen sei an dieser Stelle aber auf die – bei Wörtsching legitimer Weise äußerst kritisch kommentierte – offenkundige Tendenz (bei Autor wie Rezipienten), gesellschaftlichen Wandel *ausschließlich* männlichem Sein und Wirken zuzuschreiben, Epochenbrüche im Wesentlichen als Resultate *männlichen* Ringens und Konkurrierens, als Vater-Sohn-Konflikte zu konzipieren resp. zu deuten. Wohlwissend, dass die Epochenschwelle freilich nur als ein geschlechterübergreifendes, gesamtgesellschaftliches

---

<sup>160</sup> Wörtsching, Martha: Misogyny and the Myth of Masculinity in Joseph Roth's "Radetzkymarsch". In: Gender and politics in Austrian fiction. Edinburgh: Edinburgh University Press 1996, S. 118f.

<sup>161</sup> Ebda. S. 119.

Phänomen eingeordnet und letztlich auch verstanden werden kann, gilt mein Interesse hier dennoch der spezifischen Vater-Sohn-Beziehung und dem Generationenkonflikt innerhalb des männlichen Geschlechts als *einem* wesentlichen Ausdruck, *einem* bedeutungsvollen Symptom bzw. mitunter auslösendem Moment historischer Wenden, Zäsuren, Brüche – natürlich neben anderen. Roth kann, darf und muss wahrscheinlich sogar genderthematisch oder *queer* gelesen werden, ich werde mich allerdings, auch mit Verweis auf die Historizität des Textes, auf diese eine Perspektive (männlicher Vaternord und die Krise des männlichen Habitus) beschränken. Im „Radetzkmarsch“ lässt Roth Männer – Väter und Söhne – dreier Generationen die gesamte Erzählung hindurch, einander altersbedingt ablösend, *ringen*, ob mit sich oder ihrer Lebenswelt. Beginnend beim „Helden von Solferino“, der dem Kaiser in der Schlacht bei Solferino 1866 das Leben rettet und dadurch – ungewollt – zum sozialen Aufsteiger wird, über den mehr und mehr desillusionierten Bezirkshauptmann Franz Freiherr von Trotta, bis hin zum eigentlichen „Untergeher“ und Enkel des Helden, Carl Joseph, muss bei allen männlichen Mitgliedern der Familie – in der ein oder anderen Form – eine *Gespaltenheit oder Trägheit des Habitus* festgestellt werden, die Anlass zu Leid und Diffusion gibt. Einzig der Vater des Staatshelden und Urgroßvater des Protagonisten Carl Joseph, ein Polizeiwachtmeister, später Parkwächter, scheint noch eingebettet in einen einigermaßen heilen, eindeutigen und widerspruchsfreien Ordnungszusammenhang, selbst wenn auch er kein slowenischer Bauer mehr ist, wie noch die Generationen vor ihm. Das Ringen der Söhne geschieht hier stets innerhalb der Matrix {Familienbund}–{Militär/Beamtentum}–{Monarchie/Kaisertum}. Jede Konfliktsituation lässt sich in eben diese Matrix eintragen und erlaubt eine Einordnung, Betrachtung und Beurteilung in Hinblick auf die drei genannten Ebenen, die ihrerseits untrennbar verwoben sind. Die Dimensionen sind, wie im systematischen Teil erörtert wurde, über den Habitus als Prinzip der Generierung verbunden: Ich lese die Vater-Sohn-Konflikte daher in Folge sowohl als individuelle (Ebene Familienbund) wie gleichermaßen strukturelle Habituskrisen (Systemische Ebene), und damit auch als Ausdruck einer Krise des übergeordneten Ideals, der Ideologie (Monarchie und Kaisertum). Dem ist vielleicht noch hinzuzufügen, dass eine solche Lesart naturgemäß nicht in Einklang zu bringen ist mit der häufig in der v.a. älteren Roth-Forschung vorgenommenen Gattungszuschreibung der „rückwärtsgewandten Utopie“ (vgl. obiges Zitat). Ich schließe mich der Beobachtung Jon Hughes an, der die folgenden Kernkomponenten des Erzählverständnisses Roths ausmacht:

(...) die Zäsur als Motiv, den alles verändernden Bruch mit einer plötzlich ungültig gewordenen Vergangenheit, gleichzeitig das Selbstverständnis einer Generation als Söhne und Enkel,

(...) und dazu noch ein metaphorisches Rollenvertauschen, in dem sich Enkel in Großväter und diese zu Kindern verwandeln (...).<sup>162</sup>

Der „Radetzkymarsch“, 1932 erschienen, ist vom Bewusstsein des Erzählers für diese Zäsur geprägt. Das Geschehen ist von der auktorialen Erzählinstanz m.E. so organisiert, gewichtet und bewertet, dass die kleineren, innerhalb und zwischen den Generationen verlaufenden Brüche als Vorboten oder gleichsam rückprojizierte Splitter des epochalen Bruchs aufgefasst werden können. Simon Wirthensohn vergleicht Roths Text mit Thomas Manns „Buddenbrooks“ und fasst beide unter der plausiblen Gattungsbezeichnung des „Niedergangsromans“ bzw. der „abwärts-gerichteten Familiensaga“ zusammen, wobei die Trotta-Familie, anders als die Buddenbrooks, wohlgerneht einer bedeutungsvollen weiblichen Figur entbehrt.<sup>163</sup> Den Werken sei u.a. gemeinsam, dass die darin thematisierten „soziale(n) Umbrüche (...) im Schicksal der Hauptfiguren plastisch werden“<sup>164</sup>. Mit Klaus-Detlef Müller lässt sich außerdem festhalten, dass im „Radetzkymarsch“ „Möglichkeiten einer (gleichermaßen institutionellen wie individuellen, A.M.) Selbsttäuschung über den Verlust der Identität in Armee und Uniform“ dargestellt sind, ein „Bild einer zum Untergang bestimmten Welt“ gezeichnet wird, „die den Keim ihrer Zerstörung in sich trägt und in dekadenter Weise todverfallen und todessüchtig ist“<sup>165</sup>. Die Todessucht ist allerdings – und damit sei zurück auf Wörsching verwiesen – ebenso wie die Selbsttäuschung dezidiert männlicher Provenienz. Psychoanalytisch muss zudem ergänzt werden, dass jene Todessucht oder Todessehnsucht, die vordergründig als Passivität und Lähmung imponiert, immer auch als eine besonders maligne Form der Aggressivität gelesen werden kann, die, gegen das Selbst gerichtet, einst einem anderen gegolten hat. Betty Joseph beschreibt in „Die Sucht nach Todesnähe“ einen Typus Mensch, der das „Bedürfnis, die Befriedigung (sucht), der eigenen Zerstörung zusehen zu können, sie kennenzulernen und zu genießen“<sup>166</sup>. Der Aktivität des Todestriebes schreibt sie es zu, dass in der Autodestruktion noch dazu ein erhebender Triumph erlebt werde. Die Selbstzerstörung kann, wie Freud meint, „nicht ohne libidinöse Befriedigung erfolgen“<sup>167</sup>. Nicht zuletzt rührt die Befriedigung auch von daher, all

---

<sup>162</sup> Hughes, Jon: „Wir sind die Söhne“. Generationsdiskurse und Geschichte(n) im Werk Joseph Roths. In: Lughofer, Georg Johann; Miladinović Zalaznik, Mira (Hg.): Joseph Roth. Europäisch-jüdischer Schriftsteller und österreichischer Universalist. Berlin/Boston: de Gruyter 2011, S. 256-257.

<sup>163</sup> Wirthensohn, Simon: Spuren der Buddenbrooks in Joseph Roths Radetzkymarsch. In: Thomas-Mann-Jahrbuch. Begr. v. E. Heftrich u. H. Wysling. Hrsg. v. Katrin Bedenig und Hans Wißkirchen. Band 28. Frankfurt: Klostermann 2015, S. 211.

<sup>164</sup> Ebda. S. 212.

<sup>165</sup> Müller, Klaus-Detlef: Joseph Roth: Radetzkymarsch. Ein historischer Roman. In: Interpretationen. Romane des 20. Jahrhunderts, Band 1. Stuttgart: Reclam 2005, S. 298.

<sup>166</sup> Joseph, Betty: Die Sucht nach Todesnähe. In: Joseph, Betty: Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung. Hrsg. v. Elizabeth Bott-Spillius u.a. Stuttgart: Klett-Cotta 1994, S. 190.

<sup>167</sup> Freud, Sigmund (1924c): Das ökonomische Problem des Masochismus. In: Freud, Sigmund: GW XIII, S. 383.

jenen indirekt und straflos Schaden zufügen zu können, deren Erwartungen man durch die Vernichtung seiner selbst enttäuscht, im Falle des Carl Joseph von Trotta wenig überraschend: dem Vater. Zu den Verkleidungen des Vaternords im „Radetzkmarsch“ aber noch weiter unten. Utopisches Potenzial scheint der Roman, so wird m.E. rasch deutlich, kaum bereitzuhalten. Mag Roth auch selbst immer wieder seine Liebe zur untergegangenen Monarchie geäußert haben und sich gar für eine Restauration unter Otto von Habsburg eingesetzt haben<sup>168</sup>, so lässt sich nichtsdestotrotz fragen, ob ausgerechnet der „Radetzkmarsch“ so ohne weiteres als Paradebeispiel für die *Österreichische Literatur im Zeichen des Habsburgischen Mythos*<sup>169</sup> angeführt werden kann. Roth selbst schreibt im Vorwort anlässlich der Vorveröffentlichung des Romans in der *Frankfurter Zeitung* von den „Fehler(n) und (...) Schwächen“ der Monarchie, selbst wenn er an anderer Stelle durchaus mit Pathos bedauert: „Ein grausamer Wille hat mein Vaterland zertrümmert“<sup>170</sup>. Zu ambivalent, zu widersprüchlich ist Roths Persönlichkeit und Werk, als dass man so pauschalierend vom „melancholischen Verherrlicher dieses Vaterlands“<sup>171</sup> sprechen könnte, wie es nicht nur im Feuilleton geschieht. Jan Schlosser bemerkt richtigerweise:

Oftmals hat die Forschung den *Radetzkmarsch* als Flucht des um 1930 politisch resignierenden Roth in „private Gegenbilder zur nationalsozialistischen Barbarei“ hervorgehoben. Zu unterstreichen wäre jedoch, daß die Gesellschaftskritik nicht allein auf sein Frühwerk beschränkt ist. Die auch im *Radetzkmarsch* zweifellos vorhandene kritische Distanz Roths gegenüber der Monarchie läßt sich am zweckmäßigsten an den Romanfiguren ablesen.<sup>172</sup>

Nicht zuletzt aufgrund der sich von Beginn an durchziehenden sensiblen Darstellung der Risse in den Figuren, zwischen den Figuren und der Zerfallserscheinungen der politisch-sozialen Ordnung eignet sich der Text so hervorragend, das Narrativ „Epochenbruch, Vaternord und Habituskrise“ an seinem Beispiel exemplarisch zu untersuchen. Die Auffassung, dass das Werk als „Evokation der guten alten Zeit erscheinen (könnte), in der die Treue der Untertanen und die Fürsorge des Landesvaters eine unverbrüchliche Einheit im Geist des Patriarchalismus bilden“<sup>173</sup>, möchte ich – auch angesichts der Perspektive des Vaternords – wie Schlosser ebenso in Zweifel ziehen. Es bedarf gar nicht einmal eines „nähere(n) Hinsehens (Hervorhebung, A.M.)“, um zu erkennen, dass es sich beim „Radetzkmarsch“ nicht um „ein konservatives ‚Rührstück‘, das die Welt der Donaumonarchie in einer rückwärtsgewandten Utopie verklärt“,

<sup>168</sup> Vgl. Schlosser, Jan: Identitätsproblematik und Gesellschaftskritik. Zum Solferino-Kapitel in Joseph Roths *Radetzkmarsch*. In: *Orbis Litterarum* 60 (2005), S. 183.

<sup>169</sup> Vgl. für eine Zusammenschau dieser Forschungsperspektive: Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord. Joseph Roth: „Der Radetzkmarsch“. In: *Hofmannsthal-Jahrbuch* 18 (2010), S. 291 (Fußnote 14).

<sup>170</sup> Roth, Joseph: Vorwort zu meinem Roman „Radetzkmarsch“. In: Ders.: *Werke*, hrsg. u. eingel. v. Hermann Kesten, Bd. 4, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 405.

<sup>171</sup> Kesting, Hanjo: Joseph Roth. *Radetzkmarsch* (Online-Artikel). <https://www.ndr.de/kultur/buch/Joseph-Roth-Radetzkmarsch,weltliteratur204.html> (15.11.2019).

<sup>172</sup> Schlosser, Jan: Identitätsproblematik und Gesellschaftskritik, S. 184.

<sup>173</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 291.

handelt, die „subversive(n) Bruchlinien“<sup>174</sup> sind von Anfang an keineswegs subtil gezeichnet, im Gegenteil, die Verweise Roths auf Störungen, Defekte, Diskontinuitäten und Entfremdungen in Beziehungen und im sozialen Gefüge bilden meiner Auffassung nach sogar ein wesentliches erzählerisches resp. narratives Strukturelement. Auf der dritten Buchseite schon erfahren die Leser\*innen, dass „der geadelte Trotta das Gleichgewicht zu verlieren (schien)“ (RM, S. 7) und sich nach seinem glanzvollen, gesellschaftlichen Aufstieg „verurteilt“ fühlt, „in fremden Stiefeln auf einem glatten Boden zu wandeln“ (RM, S. 8); der Held von Solferino – die erste Sohnes-, späterhin Vaterfigur – fühlt sich nämlich „de(m) leibliche(n) Vater plötzlich ferngerückt“ (ebda.). Die Brüchigkeit oder Porosität intimer, sozialer und gesellschaftlicher Bindungen wird hier als Leitmotiv eingeführt, Vaternord und Habituskrise als zentrale Themen oder jedenfalls thematische Unterströmungen im Sinne der narrativen Tiefenstruktur kündigen sich ohne Zweifel bereits auf den ersten Seiten an.

Zieht man von den gängigen Gattungsbezeichnungen und -einordnungen schließlich jene ab, die dem Roman eine eindeutig *mythische* oder *utopische* Komponente zusprechen – beide Komponenten erweisen sich bei genauerer Betrachtung insofern als problematisch, als Mythos und Utopie üblicherweise eine Totalität oder die Illusion davon wiederherzustellen versuchen, was der Roman m.E. gerade nicht tut – so verbleiben jedenfalls zwei zutreffende Kategorisierungen des Texts: Der „Radetzky-Marsch“ ist ein *Männerroman* und er ist ein *Väterroman* oder *Vater-Sohn-Roman*; mit gutem Gewissen kann er wohl kaum ein „Generationenroman“ genannt werden, bleiben doch die Frauen als Akteurinnen konsequent ausgeblendet, obwohl die Epoche keineswegs als „mutterlose“ firmiert.

## II. Väterlicher Habitus: Der Habsburgische Militärhabitus

### 1) Militärisches Ethos und Männlichkeitsideal

Die historische Forschung zeigt, dass sich nach der Märzrevolution des Jahres 1848 im Habsburgischen Reich ein *militärisch-aristokratischer Habitus* herausbildete, der sich in ganz wesentlichen Zügen vom bürgerlichen unterschied.<sup>175</sup> Als Voraussetzung für diese Entwicklung wird der Umstand angeführt, dass das Offizierskorps der österreichischen Armee nach den kriegerischen Auseinandersetzungen „gesellschaftlich abgekapselt und isoliert“<sup>176</sup> gewesen sei. Der

---

<sup>174</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 291f.

<sup>175</sup> Vgl. Allmayer-Beck, Johann Christoph: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: Die Habsburger Monarchie 1848-1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Hrsg. v. Adam Wandruszka u. Peter Urbanitsch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987, S. 1-141.

<sup>176</sup> Kuzmics, Helmut: Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur. Am Beispiel der habsburgischen Armee von 1848 bis 1918. In: LiThes 3 (2010), S. 77.

populärste Paladin des Kaisers, Graf Radetzky, einer der in der Monarchie als „Väter des Sieges“ Gefeierten, der gewissermaßen als Patron der Trottas im „Radetzkymarsch“ allein schon durch die sonntägliche Militärmusik vor dem Fenster des Bezirkshauptmanns immer präsent ist, trägt – historisch – zur Formung des militärischen Habitus maßgeblich bei. Im Zusammenhang mit den Erfolgen des italienischen Heeres der Habsburger, dem er als Befehlshaber vorstand, heißt es bei Allmeyer-Beck:

Es war (...) Radetzkys Verdienst, daß er durch seine **straffe, zielbewußte und unbeirrte** Führung aus einer ungemein schwierigen, ja **fast aussichtslosen** militärischen Lage heraus seine Armee dennoch **in der Hand behielt** und sie schließlich zum Erfolg zu führen vermochte. Erst dadurch schuf er eine **von allen Schlacken befreite, disziplinierte, kriegsgewohnte und siegesbewußte Truppe**, die mit der erfolgreichen Verteidigung des territorialen Besitzstandes der Monarchie in Italien sowohl die Aufrechterhaltung der bisherigen Rechtsordnung daselbst, als auch damit zugleich die Wahrung des österreichischen Führungsanspruches in Deutschland garantierte (Hervorhebung, A.M.).<sup>177</sup>

Bei diesem „Unbeirraren“, der sich – auch hier: vorbildlich – erst im 72. Dienstjahr, 90-jährig, in den Ruhestand versetzen lässt, geht auch der junge Kaiser Franz Joseph in die Schule und wird in den für den militärischen Stand für essentiell befundenen Fertigkeiten und Tugenden unterwiesen, die nach Maja Razbojnikova-Frateva die „militärische als hegemoniale Männlichkeit“<sup>178</sup> ausmachen. Auch der Kaiser lernt „von der Pike auf“<sup>179</sup> zu dienen und übt sich in den Eigenschaften, die zum „Katalog der Männlichkeit“ gehören, d.s. etwa „Willenskraft, Tapferkeit, Zielstrebigkeit, Selbstständigkeit, Gewaltbereitschaft, Kompromisslosigkeit und Verstand“<sup>180</sup>. „Es ist“, schreibt Allmeyer-Beck, „durchaus möglich, daß diese minutiöse Ausbildung mit dazu beigetragen hat, daß Kaiser Franz Joseph später sein ganzes Leben lang ein ausgeprägtes Interesse für das militärisch-vorschriftsmäßige Detail sich bewahrt hat“<sup>181</sup>. Er soll das „Rollenbild“ einer „vorwiegend militärischen Persönlichkeit“<sup>182</sup> erfüllt haben, dem die Roth’schen Figuren (zunächst) blind nacheifern, schließlich aber durchaus in Frage stellen. Der Leutnant Trotta, der Kaiserretter, macht einem Radetzky auf dem Schlachtfeld alle Ehre, mit seinem „flinke(n) Gehör“ und „scharfe(n) Auge“ bewegt er sich souverän mitten an der Front: „Trotta sprang flugs in jede Lücke und schoß aus den verwaisten Gewehren der Toten und Verwundeten (...). Die Leute spürten seine Hand und seinen Blick, hörten seinen Ruf und fühlten sich sicher“ (RM, S. 5). Die Kaiserrettung ist schließlich nur der Gipfelpunkt dieser beispiellosen soldatischen *Performance*. Hier, auf der ersten Seite des Texts, wäre Wörschings

<sup>177</sup> Allmeyer-Beck, Johann Christoph: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft, S. 6-7.

<sup>178</sup> Razbojnikova-Frateva, Maja: Männlichkeit und Krieg im Roman „Radetzkymarsch“ von Joseph Roth. In: Tvrdík, Milan; Haslmayr, Harald (Hg.): Frieden und Krieg im mitteleuropäischen Raum. Historisches Gedächtnis und literarische Reflexion. Wien: new academic press 2017, S. 170f.

<sup>179</sup> Allmeyer-Beck, Johann Christoph: Die bewaffnete Macht, S. 12.

<sup>180</sup> Razbojnikova-Frateva, Maja: Männlichkeit und Krieg im Roman „Radetzkymarsch“ von Joseph Roth, S. 170-171.

<sup>181</sup> Allmeyer-Beck, Johann Christoph: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft, S. 12

<sup>182</sup> Ebda. S. 11.

Vorschlag, den Roman als „masculinist myth“ oder als „patriarchal mythology“<sup>183</sup> zu lesen noch durchaus plausibel, auf der nächsten Seite allerdings wird m.E. schon deutlich, dass Roth viel mehr einen Roman *über* Mythologien der Männlichkeit schreibt und sie durch die Schilderungen des Scheiterns und die Figurenzeichnung indirekt, vermutlich sogar bewusst, dekonstruiert. Denn: Der Kaiser, den Trotta während der besagten Schlacht an den Schultern fasst, um ihn niederzudrücken und damit vor den Schüssen zu schützen, „fiel sofort um“ (RM, S. 6). Keine Rede also vom – im doppelten Sinne – *standhaften* Oberhaupt. Noch dazu führt der fiktive Franz Joseph die gefährliche Situation durch äußerst naives Verhalten selbst herbei, er ist einer dieser „hohen Herren des Generalstabs, die keine Ahnung von der bitteren Praxis hatten“ (RM, S. 6) und macht sich, indem er im ungünstigsten Moment ahnungslos den Feldstecher hebt, zur Zielscheibe für die gegnerischen Soldaten.<sup>184</sup> Roths Blick auf den Patriarchen, der, kaum je konstant, zwischen liebevoll-bewundernd und etwas überheblich-wohlwollend oder kritisch-entwertend schwankt, ist hier unzweifelhaft ein karikierender, im Leser entstehen Carl Spitzweg'sche Bilder einer Szene. Es ist Trotta, der hier (noch!) den idealen militärischen Habitus realisiert, nicht der Oberbefehlshaber. Wenn man so will, kann die Szene auch als literarische Manifestation des Vaternmords als Kaisermord, durch den Autor verübt, interpretiert werden, handelt es sich doch um eine erzählerische Kastration: Franz Joseph ist ein kastrierter Kaiser, insofern ihm die oben genannten, so zentralen Attribute männlicher Hegemonialität abgesprochen werden und Roth ihn ein Stück weit der Lächerlichkeit preisgibt, wenn er den jungen Trotta denken lässt: „(...) wer einen Feldstecher hob, gab ihr (der Nachhut, A.M.) zu erkennen, daß er ein Ziel sei, würdig, getroffen zu werden“ (RM, S. 6.).

Männlichkeitsideal und Habitus sind nicht in eins zu setzen, wenngleich die durch Drill und Erziehung vermittelten Ideale jene Gedanken-, Emotions-, Wahrnehmungs- und Handlungsmuster ganz entscheidend mitformen. Kuzmics macht auf die z.T. eklatanten Diskrepanzen zwischen den dem *Ethos* zugehörigen Überzeugungen, Idealen und Einstellungen einerseits und den konkreten *Verhaltensweisen*, der tatsächlichen Praxis andererseits aufmerksam und spricht von einem „recht paradoxe(n) Bild“<sup>185</sup> des österreichischen Offiziershabitus, das insbesondere in der belletristischen Literatur sehr plastisch werde:

(Es ist) (d)as eines Mannes der „Praxis“, der eher „grob“ ist (Ära der „groben Oberste“), für den Exerzieren und Reglement, somit „**Disziplin**“ im engsten Sinne, am wichtigsten sind, der aber trotz aller **Tapferkeit** auf dem Schlachtfeld **zu strategischer Entschlossenheit und schnellem Entscheiden nicht in der Lage** ist. (...) Insbesondere kann die Literatur helfen, jene Gefühle darstellbar zu machen, die zur Disposition männlicher Todesbereitschaft auch schon im Frieden beitragen, wobei dem Paradoxon des Nebeneinanders von tollkühner

<sup>183</sup> Wörsching, Martha: Misogyny and the myth of masculinity in Joseph Roth's "Radetzky marsch", S. 118.

<sup>184</sup> Vgl. zur Analyse dieser Szene und ihrer Bedeutung als Infragestellung des monarchischen Legitimitäts- und Souveränitätsprinzips besonders: Schlosser, Jan: Identitätsproblematik und Gesellschaftskritik, S. 186.

<sup>185</sup> Kuzmics, Helmut: Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur, S. 77.

„**Schneid**“ und **Entscheidungsschwäche** wie **Passivität** im habsburgischen Habitus nachge-  
spürt werden soll (Hervorhebungen, A.M.).<sup>186</sup>

Widersprüche tun sich zudem auf, wenn man bedenkt, dass der Offizier neben den brachialeren „phallischen“ Anforderungen auch noch zwei anderen und völlig anders *gearteten* Idealen gerecht werden soll: dem der „aristokratischen Umgangsformen“ und dem des „bürgerlichen Wissens“.<sup>187</sup> Ist also der militärische Habitus an sich schon ein gespaltener? Oder ist eher von einer Typenvielfalt auszugehen, wie Kuzmics vorschlägt?<sup>188</sup>

## 2) Ranghabitus

Eine Schwierigkeit der Bestimmung des *militärischen Habitus* liegt möglicherweise auch darin, dass es sich sowohl um einen *Berufshabitus*, einen *Geschlechterhabitus* und darüber hinaus noch um einen *Klassen-* oder vielleicht besser: *Ranghabitus* handelt, denn Leutnant, Hauptmann, Oberst usw. unterscheiden sich zweifelsohne in Auftreten, Haltung und Horizont, auch wenn sie freilich die patriotische und kaisertreue Gesinnung, die unbedingte Loyalität zum und Einsatzbereitschaft gegenüber dem Vater Staat eint. Die Pluralität der Habitusformen innerhalb des habsburgischen Militärs und insbesondere die Bedeutung des Ranghabitus werden im *Solferino-Kapitel* des „Radetzkymarsch“ evident. Trotta wird nach der Heldentat 1866 zum Hauptmann ernannt und überflügelt damit den Vater, dem für den Sohn eigentlich „der Rang eines gewöhnlichen Leutnants“ „(n)atürlich und angemessen“ (RM, S. 8) erscheinen muss. Die plötzliche Beförderung, die freilich zunächst noch keine tiefgreifende Veränderung des Habitus nach sich ziehen kann, wohl aber bereits eine bewusste Neuorientierung und disziplinierte Steuerung von Erscheinung und Umgang gemäß den neuen gesellschaftlichen Anforderungen und Erwartungen, führt in der Folge zum sozialen und emotionalen Bruch zwischen Vater und Sohn. Man könnte bei dieser ersten von Roth geschilderten Vater-Sohn-Beziehung auch an einen unfreiwilligen, ungewünschten, von der Obrigkeit gleichsam aufoktrozierten Vaternord sprechen. Auch wenn er vorübergehend „heimisch (wurde) in seinem Rang“ (RM, S. 11), verkraftet der Held von Solferino den verordneten sozialen Aufstieg, mit dem die Trennung vom Vater einhergeht, letztlich nicht, er muss durch ein regelrechtes „Martyrium“<sup>189</sup> (RM, S. 15), gerade die

---

<sup>186</sup> Kuzmics, Helmut: Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur, S. 77.

<sup>187</sup> Vgl. ebda. S. 82.

<sup>188</sup> Vgl. ebda. S. 81.

<sup>189</sup> Anm. Der Hauptmann findet die Szene der Kaiserrettung in einem Schullesebuch falsch dargestellt und gerät darüber in einen großen Zorn. Wie Kleists Kohlhaas kippt er in einen regelrechten Wahn, er setzt alle Hebel in Bewegung, damit die „Lüge“ – er ist als Kavallerist dargestellt, dem die Brust durchbohrt wird, der Kaiser als unerschrockener Monarch, der sich der Angriffe gut erwehren kann – korrigiert wird. Die *idée fixe* der Ehrenrettung deute ich als Symptom für den Identitätsverlust durch Habituskrise und Vaternord.

„(s)oziale Mobilität ist der Auslöser seiner Identitätskrise“<sup>190</sup>, schließt Schlosser richtigerweise.

Nicht ohne Ironie schildert der Erzähler das letzte Treffen von Vater und Sohn:

Es ist tatsächlich aus! dachte der Hauptmann Trotta. **Getrennt** von ihm war der Vater **durch einen schweren Berg militärischer Grade**. „Haben Sie noch Rakija, Herr Vater?“ sagte er, um den **letzten Rest der familiären Gemeinsamkeit** zu bestätigen. Sie tranken, stießen an, tranken wieder, nach jedem Trunk ächzte der Vater, verlor sich in einem unendlichen Husten, wurde blaurot, spuckte, beruhigte sich langsam und begann, Allerweltsgeschichten aus der eigenen Militärzeit zu erzählen, mit der unbezweifelbaren Absicht, **Verdienste und Karriere des Sohnes geringer erscheinen zu lassen**. Schließlich erhob sich der Hauptmann, küßte die väterliche Hand, empfing den väterlichen Kuß auf Stirn und Wange, gürtete den Säbel um, setzte den Tschako auf und ging - - mit dem sichern Bewußtsein, daß er den Vater zum letztenmal in diesem Leben gesehen hatte (Hervorhebungen, A.M.). (RM, S. 11)

Die tragikomische Szene ist eine meisterhafte Verdichtung des ödipalen Dramas. Nicht das neu errungene Rangabzeichen ist eigentlich ursächlich für die Krise zwischen Vater und Sohn, die Entfremdung beginnt wohl schon früher, die Kluft der Habitus ist keine plötzliche. Das eindrucksvolle Auftreten des Sohnes in neuer Uniform, der gleich einem „militärische(n) Gott“ (RM, S. 10) die väterliche Stube mit gleißendem Glanz erfüllt, mag die Trennung nur besiegelt haben. Er spricht und sprach nie – wie der Vater – in einem „harten Deutsch der Armee-Slawen“ (ebda.), längst schon ist er außerdem dem ursprünglich bäuerlichen Habitus seines Geschlechts entwachsen, selbst wenn er nach Ende seiner Dienstkarriere, „als Major entlassen“ (RM, S. 17), wieder zur ersehnten Einfachheit und Totalität zurückzufinden versucht. Den *zerrissenen Habitus*, der mit eben dieser Rückkehr zu den Ahnen schließlich doch evident wird, deutet Roth in einem lapidaren Satz an: „Er war ein kleiner, alter, slowenischer Bauer, *der Baron Trotta*“ (RM, S. 19; Hervorhebung, A.M.). Die Nachstellung der Apposition – der auktoriale Erzähler erlaubt sich von Zeit zu Zeit durch ganz unscheinbare, aber hochwirksame sprachliche Mittel einen satirisch-ironischen Unterton – legt den Widerspruch bloß: Er war nun also ein *Bauer*, *der Baron*! Es ist vermutlich kein Zufall, dass Roth gerade mit der Alliteration spielt, beide Wörter haben fünf Buchstaben und zwei Silben, ähneln einander optisch; Bauer/Baron, ein Kippbild und zugleich die exemplarische Bezeichnung eines tragischen Dilemmas, das sich von Generation zu Generation vor dem Hintergrund der politischen Entwicklungen verschärft, dazu noch weiter unten. Die Schilderung zeigt außerdem die narzisstischen Versuche des Alten, die Leistungen des Sohnes zu entwerten, indem er rühmliche Geschichten aus seiner eigenen Laufbahn beim Militär erzählt und betont, um wie vieles leichter es die jüngere Generation hat, voranzukommen:

„Gratuliere, gratuliere!“ wiederholte der Wachtmeister donnernd. „Zu meiner Zeit ist es nie so schnell gegangen! Zu meiner Zeit hat uns noch der Radetzky gezwiebelt!“ (RM, S. 11)

---

<sup>190</sup> Schlosser, Jan: Identitätsproblematik und Gesellschaftskritik, S. 187.

Seine Gratulation kann er nur „donnern“, schließlich muss er „husten“ und „spucken“. Es muss ihm widerstreben, dass der Sohn seine *gesellschaftliche Position* nicht *perpetuiert*, um ihn damit fortleben zu lassen, wie Bourdieu formuliert<sup>191</sup>, es scheint vielmehr zunächst so, dass „(e)in neues Geschlecht (...) mit ihm an(brach)“ (RM, S. 11). Später wird den Hauptmann Trotta „Heimweh nach dem Wachtmeister“ (RM, S. 19) erfassen, doch er wird sich weder zu einer entschiedenen inneren, noch zu einer äußeren Rückkehr entscheiden können. Erst nach dem Tod des Vaters wird er zu seinem Sohn, dem zukünftigen Bezirkshauptmann, sagen: „Vergiß ihn nicht, den Großvater“ (RM, S. 21).

### 3) Militärisch-aristokratische Hexis

Während die soldatischen oder Offizierstugenden, die inkorporierten gesellschaftlich-sozialen Werte und Überzeugungen und die patriotisch-patriarchal getönte Weltanschauung vorwiegend dem Bereich des *Ethos* angehören, zählen zur *Hexis* all jene, gerade beim militärischen Habitus so zentralen und vor allem auch *sichtbaren* oder geradezu *zur Schau gestellten* körperlichen Phänomene wie Haltung/Positur, Gestik, Mimik, Schritt, Sprechweise/Sprache/Artikulation, aber auch Bewegungsabläufe, die das Tragen der Uniform notwendig macht. Rigide Tagesstruktur und Diät bilden gewissermaßen einen Zwischenbereich zwischen Ethos und Hexis; Strenger Takt und Rhythmus des militärisch-aristokratischen Lebens – ich zähle hier den Militär ebenso hinzu wie den militärisch sozialisierten Beamten – sind den Körpern eingeschrieben. Das Imperativische des Lebensstils reicht buchstäblich bis in die Glieder.<sup>192</sup> Der Bezirkshauptmann, Sohn des Helden, ist *der* Repräsentant der normorientierten und formseligen Dienstaristokratie schlechthin. Die tadellose körperliche Haltung zeichnet ihn vor sich selber und den anderen aus:

Außer den Lippen bewegte sich nichts in diesem Gesicht. Der dunkle Backenbart, den Herr von Trotta als ein Uniformstück trug, als ein Abzeichen, das seine Zugehörigkeit zu der Dienerschaft Franz Josephs des Ersten beweisen sollte, als einen Beweis seiner dynastischen Gesinnung; auch dieser Backenbart blieb reglos, wenn Herr von Trotta und Sipolje sprach. **Aufrecht** saß er am Tisch, **als hielte er Zügel in den harten Händen**. Wenn er saß, sah es aus, als stünde er, und wenn er sich erhob, überraschte immer wieder seine **kerzengerade Größe**. Er trug immer Dunkelblau, Sommer und Winter, an Sonn- und Wochentagen; einen dunkelblauen Rock und graue, gestreifte Hosen, die eng um seine langen Beine lagen und von Stegen um die glatten Zugstiefel straff gespannt wurden. Zwischen dem zweiten und dritten Gang pflegte er (während des Essens, A.M.) aufzustehen, um sich „Bewegung zu machen“. Aber es war eher, als wollte er seinen Hausgenossen vorführen, wie man sich erhebt, steht und wandelt, ohne die **Reglosigkeit** aufzugeben (Hervorhebungen, A.M.). (RM, S. 35f.)

In der Positur, in der Form und im Zeremoniell kulminiert die stramme Dienstfertigkeit des Freiherrn von Trotta. Für die Beschreibung der körperlichen Aspekte dienen Adjektive, die

---

<sup>191</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 651.

<sup>192</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft, S. 128.

wiederum auf die oben genannten Männlichkeitsideale verweisen: aufrecht, straff, reglos, kerzengerade. Disziplin bedeutet für die Figur regelrecht Lust, das im Grunde Zwanghafte des Charakters ist für diesen „typische(n) Vertreter der normenorientierten, traditionsverwurzelten Klassengesellschaft der Franz-Josephinischen Ära“<sup>193</sup> eine Tugend. Maud Curling weist in ihrer psychosozialen Studie des „Radetzkymarsch“ auf die Funktion der Angstabwehr hin, die ein derart reglementiertes Dasein erfüllt, nichts soll sich je verändern! Die „Ritualisierung seines öffentlichen und privaten Lebens“ könne aber auch als Möglichkeit der „Ersatzbefriedigung für seine libidinösen Bedürfnisse“<sup>194</sup> gedeutet werden. Tatsächlich ist die einzige Frau im Leben des Bezirkshauptmanns das wenig schmeichelhaft beschriebene Fräulein Hirschwitz, die Haushälterin; offenkundige libidinöse Triebbedürfnisse werden seinerseits nicht geäußert, durchaus homoerotische Züge (freilich eher latente als manifeste) hat aber immerhin die Beziehung zum Diener Jacques, vielleicht gerade deshalb, weil auch sie stark ritualisiert ist und sich beide Beziehungspartner an den verbindlichen und verbindenden Regularien ergötzen und sich dadurch eine seltsame Intimität herstellt.

Militärische Haltung und Pose weisen über sich hinaus, sind überdeterminiert, insofern sie nicht nur als Ausdruck, sondern auch leibliche, in gewissem Sinne als leiblich-performative Insignien der herrschenden Gesellschafts- und Geschlechterordnung fungieren. Foucault hat den soldatischen Körper treffend als „Wappen (der) Stärke und (...) Tapferkeit“<sup>195</sup> bezeichnet; Marschieren, Haltungen (z.B. des Kopfes) seien „Elemente einer körperlichen Rhetorik der Ehre“<sup>196</sup>. Diese körperliche Rhetorik drückt aber, wie angedeutet, noch mehr aus: Bourdieu macht mehrfach auf die dem Körper eingeschriebenen Herrschaftsstrukturen, die wiederum gerade mittels der *Hexis* verlässlich reproduziert werden, aufmerksam.<sup>197</sup> Ganz wesentliche Bedeutung kommt hier sicherlich der Uniform zu, die in ihrer emblematischen Funktion dem *kulturellen Kapital* zugerechnet werden kann. Sie ist aber – mit Foucault gesprochen – auch Instrument zur von der Macht gelenkten Disziplinierung der „gelehrigen Körper“<sup>198</sup> und damit „Ausdruck tieferreichender gesellschaftsgeschichtlicher Strukturbildung jener dienstaristokratischen Schicht, die in übernationaler Hingabe an die Dynastie und den Staat das politische Rückgrat und den einzigen

---

<sup>193</sup> Curling, Maud: Joseph Roths Radetzkymarsch. Eine psychosozialistische Interpretation. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1981, S. 75.

<sup>194</sup> Ebda. S. 82.

<sup>195</sup> Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp <sup>14</sup>2013, S. 173.

<sup>196</sup> Ebda.

<sup>197</sup> Vgl. Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 133.

<sup>198</sup> Vgl. Foucault, Michel: Überwachen und Strafe, S. 173ff.

lebendigen Zusammenhalt dieses Staates bildete und ihn in Gang hielt“<sup>199</sup>, wie Joseph Strelka feststellt. Bemerkenswert ist die Konstanz der leiblichen Praktiken, die Konstanz der *Hexis*, selbst dann oder vielleicht gerade dann, wenn einschneidender politischer Wandel und Epochenbruch nicht mehr geleugnet werden können. Die Uniform ist symbolischer Garant für die Ordnung, selbst die überholte. Als der Bezirkshauptmann Trotta von der Schulden-Affäre seines Sohnes erfährt, plant er, den Kaiser aufzusuchen, um ihn zu bitten, die peinliche Sache zu erledigen. Für die Audienz wird die Paradeuniform gepackt, Kostbarkeit und Fetisch:

Im Schrank hing seine Paradeuniform, an fünf Haken: Frack, Weste, Hose, Krappenhut und Degen. Stück für Stück trat die Uniform aus dem Kasten, wie selbständig, und von den vorsichtigen Händen der Hausdame nicht getragen, sondern nur begleitet. (...) Der Degen ging gehorsam in sein ledernes Futteral. Die weiße Krawatte umhüllte sich mit einem zarten, papierenen Schleier. Die weißen Handschuhe betteten sich in das Unterfutter der Weste. (RM, S. 332)

Die Personifikationen deuten auf das Eigenleben der Uniform und es ist nur ein kleiner Schritt zu dem Gedanken hin, dass sie sich auch des Körpers bemächtigt, ihn formt und diszipliniert. Und mehr noch: Die Dienst- und Repräsentationskleidung ist Mahnung und Gedächtnis, sie gemahnt an die herrschenden Ideale und Ideologien, sie „macht“ den Soldaten und erinnert ihn an Tugend und Pflicht. Der jüngste Trotta glaubt – nicht lange vor Ausbruch des Krieges – endlich die Armee verlassen zu können, hat er doch schließlich gewagt, dem Vater seinen Entschluss beizubringen. Er zelebriert das „Ende einer Karriere“, indem er sich entkleidet:

Jetzt legte Trotta den Rock ab, den Rock des Kaisers. Er spannte die Bluse über den Tisch, so wie man es in der Kadettenschule gelernt hatte. Er stülpte zuerst den steifen Kragen um, faltete hierauf die Ärmel und bettete sie in das Tuch. Dann schlug er die untere Hälfte der Bluse auf, schon war sei ein kleines Päckchen, das graue Moireeunterfutter schillerte. Dann kam die Hose darüber, zweimal geknickt. Jetzt zog Trotta den grauen Zivilanzug an, den Riemen behielt er, letztes Andenken an seine Karriere (...). „Mein Großvater“, sagte er, „dürfte auch eines Tages seine militärische Persönlichkeit so ähnlich eingepackt haben!“ (RM, S. 374)

Tatsächlich ist es nicht weniger als die „militärische *Persönlichkeit*“, die er mit der Uniform ablegt, „eine vorschriftsmäßig zusammengefaltete Leiche“ (ebda.), die schließlich doch betrauert und beweint wird. Insofern es aber genaugenommen auch keinen „zivilistische(n) Trotta“ (RM, S. 305) mehr gibt bzw. nie gegeben haben kann, muss ihn der „Schmerz“ (RM, S. 374) ergreifen angesichts der offensichtlichen Identitätslosigkeit. Trotta jun. verkörpert – stellvertretend für seine Generation – möglicherweise das, was Helene Deutsch Als-Ob-Persönlichkeit genannt hat: Dem jungen Mann gelingt zunächst eine hinlängliche Anpassung an die Realität und ihre Erfordernisse dank einer – paradoxerweise – passiv-abwartenden „Bereitschaft, die

---

<sup>199</sup> Strelka, Joseph: Der Offizier in der österreichischen Literatur. Drei Hauptaspekte und ihre breite Skala. In: Strelka, Joseph (Hg.): Im Takte des Radetzkymarschs... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur. Bern: Peter Lang 1994, S. 172.

Signale, die von der Außenwelt kommen, aufzunehmen und sich ihnen entsprechend zu modellieren“<sup>200</sup>, also einer Bereitschaft, sich formen zu lassen bei gleichzeitiger Abwesenheit eigener, genuiner Interessen und authentischer Affekte. Die Uniform als Teil der *Hexis* konnte den Leutnant Trotta über die Konturlosigkeit der eigenen Persönlichkeit und die innere Leere leidlich hinwegtäuschen. Ihr Ablegen bedeutet nun, sich einen neuen Habitus zulegen zu müssen: Er schlägt den Weg des Großvaters ein und versucht wie dieser die Rückkehr zum idealisierten Ursprung seines Geschlechts, er bezieht am äußersten östlichen Ende des Reiches ein „kleines Haus, am Rande des Wäldchens“ (RM, S. 375). Rasch assimiliert er sich dort und nimmt Habitus und *Hexis* der Landbevölkerung an:

Jeden Nachmittag ging er durch die angrenzenden Dörfer. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagten die Bauern. „In Ewigkeit. Amen!“ erwiderte Trotta. Er ging, wie sie, die Knie geknickt. So waren die Bauern von Sipolje (dem Dorf der Ahnen, A.M.) gegangen. (RM, S. 377)

Mit Kriegsausbruch jedoch ist Carl Joseph wieder zurückkatapultiert in die ihm letztlich zu- und eingeschriebene Offiziersrolle, vielleicht gerade in dem Moment, als er eine ihm entsprechende Körperlichkeit zu entdecken beginnt als die ihm systematisch anerzogene. Denn so vertraut ihm die militärische *Hexis* sein müsste, so unheimlich-verfolgend erscheint sie ihm zuweilen, besonders wenn sie ihm von außen gespiegelt wird. Die Dienstfertigkeit seines „Burschen“ Onufrij, die insbesondere im *Schritt/Marsch*, aber auch in *Gruß*, *Antreten* und *Meldung*, also den zum *Formaldienst* gehörenden militärischen Gesten und Verhaltensweisen ihren Ausdruck findet, irritiert den Anti-Helden. Eines Abends schickt Carl Joseph den Diener weg, damit dieser sein „Mädchen“ besuchen kann. Als er aber kurz darauf selbst die Kaserne verlässt und noch nach draußen geht, fühlt er bald „die Stiefel Onufrijs“ (RM, S. 78) hinter sich, der sich sogleich bemüht, seinen Herrn einzuholen, um ihm salutierend und „mit einem fürchterlichen Knall der Stiefelabsätze“ (ebda.) seine Ergebenheit zu demonstrieren. Nach einem unbeholfenen Dialog hofft der Leutnant den Untergebenen endlich loszuwerden, ohne Erfolg:

Carl Joseph wandte sich plötzlich um und begann zu marschieren. Genau drei Schritte hinter ihm folgte Onufrij. Carls Joseph hörte den **regelmäßigen Aufschlag** der schweren Stiefel und den eisernen Klang der Sporen. Es war die **Treue selbst**, die ihm folgte. Jeder Aufschlag des Stiefels war wie ein neues, kurzes, gestampftes **Gelöbnis soldatischer Burschentreue**. (RM, S. 80; Hervorhebung, A.M.)

Es ist der disziplinierte Körper des „Militärsklaven“, den der junge Trotta letztlich scheut und vor dem er flieht, der ihn zugleich aber auch auffordert oder erinnert, sich selbst Disziplin aufzuerlegen und den Körper unter Kontrolle zu bringen und zu behalten. Werte und Imperative

---

<sup>200</sup> Deutsch, Helene: Über einen Typus der Pseudoaffektivität. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 20/3 (1934), S. 325.

als zunächst immaterielle Entitäten sind hier, wie Bourdieu beschreibt, „durch (eine) Substanzverwandlung verleiblicht“<sup>201</sup>, manifestieren und materialisieren sich als Körperspannung und gleichförmig-rigide Bewegungsabläufe:

Carl Joseph fürchtete umzukehren. Er wünschte, daß diese schnurgerade Straße plötzlich eine unerwartete, unbekannte Abzweigung böte, einen Seitenweg; **Flucht vor der beharrlichen Dienstfertigkeit Onufrijs**. Der Bursche folgte ihm **im gleichen Takt**. Der Leutnant bemühte sich, mit den Stiefeln hinter seinem Rücken **Schritt zu halten**. Er fürchtete, Onufrij zu enttäuschen, **wenn er den Schritt etwa achtlos wechselte**. In den **zuverlässig aufstampfenden Stiefeln** war sie, die Treue Onufrijs (Hervorhebungen, A.M.). (RM, S. 80)

Undenkbar ist es, den Schritt achtlos zu wechseln. Nicht nur wäre das Brechen mit Form, Rhythmus und Takt stets eine gefährliche Infragestellung der „politischen Mythologie“<sup>202</sup>, die in ganz besonderem Maße durch die Motorik beschworen wird, bzw. des Systems, das die Praktiken generiert hat und weiterhin generiert, sondern es wäre zudem auch „taktlos“ in einem zwischenmenschlichen Sinne. Die Reglements durchdringen nicht nur die beruflichen Verbindungen, sondern sie reichen als strukturierende Strukturen bis in die persönlichen und intimen Beziehungen, die Sphäre der unmittelbaren zwischenmenschlichen Begegnung, die ihrer „Unmittelbarkeit“ gerade verlustig gehen muss. Bourdieu spricht von „Schemata“, die wirksam werden und deren Übertragung einer Logik folgt, die selbst noch den „zufälligsten Regelbefolgen allgemeine Bedeutung (verleiht)“<sup>203</sup>. In Bezug auf die Figur des Vaters, dem es gerade aufgrund der einschränkenden, hemmenden *Hexis* nicht gelingt, in seinen Beziehungen zu einem authentischen, gefühlsbetonten und spontanen Ausdruck, etwa einer zärtlichen Geste zu finden, fasst Curling zusammen:

Er ist Diener und nicht Individuum. All sein Fühlen, Denken und Handeln steht im Rahmen unverbrüchlicher Treue zum Herrscherhaus und stark ausgeprägten Pflichtbewußtseins. So-  
gar das **Verhältnis zum eigenen Sohn** und seine Erziehung kann als ein **Aspekt seiner Berufstätigkeit angesehen werden**. (...) Er will aus dem Sohn einen **musterhaften Diener** des Staates machen.<sup>204</sup>

Berufshabitus und individueller Habitus überlappen sich, werden beinahe in Deckung gebracht, sodass alles Individuelle notwendigerweise zurücktritt. So erwartet der Vater vom Sohn analog, dass dieser sich ebenso *mustergültig* und *musterhaft*, also den *Mustern entsprechend* und ihnen widerstandslos folgend, verhält und vor allem: hält. Denn es gilt: „Für jede Lage gab es eine bestimmte Haltung“ (RM, S. 204). Die Schemata der körperlich-militärischen *Hexis* realisieren sich also in der soldatischen Haltung – im Zusammenspiel mit der spezifischen Materialität der Uniform, die bestimmte Bewegungen erlaubt und andere verunmöglicht – in Gestik, Mimik

---

<sup>201</sup> Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn, S. 128.

<sup>202</sup> Vgl. ebda. S. 129.

<sup>203</sup> Ebda, S. 128.

<sup>204</sup> Curling, Maud: Joseph Roths Radetzkymarsch, S. 76.

und Schritt, in eingeübten und verinnerlichten Bewegungsabläufen, sowie in der Reglementierung von Tagesablauf und Diät. Ein äußerst wesentlicher Aspekt ist außerdem noch die Sprache bzw. das Sprechen und die Artikulation, ich gehe im folgenden Kapitel im Zusammenhang mit der Erziehung des Protagonisten darauf ein.

#### 4) Idealisierungen, autoritäre innere und äußere Regimes

Für die Untersuchung des Narrativs „Epochenbruch, Vatermord und Habituskrise“ fokussiere ich v.a. allem die Figur des jüngsten Trotta, Carl Joseph, Repräsentant jener Generation der Erben, die ohnmächtig dem Umbruch entgegen und letztlich in den Abgrund zu schlittern scheint, und zwar buchstäblich, finden doch viele junge Männer in den Schützengräben des Ersten Weltkriegs ihr Ende. Auch der Leutnant stirbt auf dem Schlachtfeld – allerdings weniger rühmlich als der Großvater. Er wird beim Wasserholen für seine Männer erschossen. Die Söhne sind, als *Söhne*, im Radetzkymarsch aber insbesondere auch als *Enkel* „unmündig“, haben keine „eigenen Geschichten“ und können, wie Hughes richtig beobachtet, „höchstens Geschichten anderer wiedergeben“<sup>205</sup>, die Geschichten ihrer Helden, Autoritätsfiguren – ihrer Väter und Großväter, denen sie, auf eine Art, stets unterworfen bleiben. Sie sind keine Agenten ihrer Lebenswelt, sie sind Subjekte im ursprünglichen Wortsinn des Unterworfen-Seins (lat. subiectum). „Du bist auch ein Enkel“ (RM, S. 129), sagt der Freund Carl Josephs, der Regimentsarzt Demant, zu diesem und mehr braucht er auch gar nicht zu sagen, um verstanden zu werden, denn sie bilden eine Schicksalsgemeinschaft, die Enkel, und sind sich ihrer wohlbewusst. Das Verhältnis des jüngsten Trotta zum Großvater ist aber hochambivalent:

Man lebte im Schatten des Großvaters! Das war es! Man war ein Enkel des Helden von Solferino, der einzige Enkel. Man fühlte den dunklen, rätselhaften Blick des Großvaters ständig im Nacken! Man war der Enkel des Helden von Solferino! (RM, S. 79)

Ähnlich heißt es an anderer Stelle:

Fühlte man nicht ständig im Nacken den dunklen, rätselhaften Blick des Großvaters, wer weiß, wie jämmerlich man durch dieses schwere Leben torkeln mußte. Mutig wurde man nur, wenn man an den Helden von Solferino dachte. Immer mußte man beim Großvater einkehren, um sich ein bißchen zu stärken. (RM, S. 141)

Der Großvater ist im Besitz des Phallus, man muss ihn aufsuchen, sich an ihm nähren – „Ich lebe vom Großvater (!)“ (RM, S. 108) – um die dem Enkel auferlegte Aufgabe weiterführen, das Vermächtnis der übermächtigen *Urvater*-Figur fortführen zu können, was für Carl Joseph das Folgende bedeutete: „(...) ohne Unterbrechung rettete man, wenn man ein Trotta war, dem Kaiser das Leben“ (RM, S. 86). Es ist aber freilich nicht der reale Kaiser, für den man bereit wäre, den „süßen Tod dahinzusterben“ (ebda.), ebenso wenig ist es der reale Großvater, dessen

---

<sup>205</sup> Hughes, Jon: „Wir sind die Söhne“, S. 257.

allmächtiger Blick das Schicksal der durch und durch abhängigen Enkel wohlwollend oder strafend verfolgt, sondern das *idealisierte Bild der jeweiligen Urvater-Figur*, das wiederum im materialen *Bildnis* oder *Porträt* – des Helden von Solferino wie auch des Kaisers – wiedererkannt bzw. dort hinein projiziert wird. Die Porträts dieser zwei entscheidenden Vaterfiguren – der Bezirkshauptmann, der eigentliche Vater des Leutnants, ist genaugenommen nur ein *Ab-Bild*, ein Vertreter und Vollstrecker höher gestellter väterlicher Autorität – bilden ein wichtiges Leitmotiv im „Radetzkymarsch“, sie sind Altar oder Schrein, verfolgende Objekte, anthropomorphisierte Gegenstände mit einem unheimlichen Eigenleben: Sie werden lebendig, sie beobachten und sprechen. Malcolm Spencer führt aus:

(...) das leblose Bild wird für ihn (Carl Joseph, A.M.) ein **wirklicher Mensch**, obwohl er seinen Großvater niemals gekannt hat. (...) Der Standort des Bildes im Vaterhaus betont seine **Funktion als herrschendes Über-Ich**: es hängt unter dem Soffit, so hoch an der Wand, dass er den Blick des Bildes auf den (sic!) Rücken wie **das Auge Gottes** empfindet. Die Familie, die Monarchie und die Gesellschaft haben dem Leutnant ein Lebensdrehbuch aufgezwungen, das jedwedes individualisierte Leben verhindert (Hervorhebungen, A.M.).<sup>206</sup>

Auch Auge und Blick ziehen sich leitmotivisch durch den gesamten Text: der Blick vom Gemälde des Großvaters herab, jener des Kaisers, der Blick des Vaters schließlich. In der Erzählung regelmäßig wiederkehrende reale, projizierte und imaginierte Blicke verstärken den Eindruck einer *paranoid-schizoiden Welt* (M. Klein), in der alles gesehen und geahndet wird, jedes Vergehen und Versagen. Schuld und Scham treten neben der offenkundigeren Angst auf den Plan, Affekte, die bis zu einem gewissen Grade von der Macht kontrollierbar sind, in sog. „kalten“ Kulturen (Lévi-Strauss) als Unterdrückungsinstrumente fungieren und die *Subordination* garantieren.<sup>207</sup> Die Kontrolle und Manipulation der Affekte – und Schuld und Scham eignen sich hierfür ganz besonders – gewährleistet die Unterordnung des Einzelnen unter die hehren Ziele der Führerfigur, wobei mit diesen Mitteln insbesondere in der Habsburger-Kultur alles „so eingerichtet (wurde), daß statt Fortschritt Wiederholung herrscht“<sup>208</sup>. Die häusliche Erziehung und die Schule sind jene Orte, wo Habitualisierung und also Subordination eingeübt, vor allen Dingen *körperlich* eintrainiert werden, geht es doch in erster Linie um die Disziplinierung des Körpers. Zuhause und in der Kadettenschule regulieren und organisieren „rituell fixierte Raum- und Zeitordnungen“<sup>209</sup> zwischenmenschliche Beziehungen. Die Erziehungsmethoden des Bezirkshauptmanns von Trotta sind autoritär – nicht autoritativ. Die *militärische Sprache*

<sup>206</sup> Spencer, Malcolm: „Vater, Gottvater, Landesvater“. Vaterfiguren bei Robert Musil und Joseph Roth. In: Hárs, Endre u.a. (Hg.): Verflechtungsfiguren. Intertextualität und Intermedialität in der Kultur Österreich-Ungarns. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2003, S. 119.

<sup>207</sup> Vgl. Erdheim, Mario: Heiße Gesellschaften und kaltes Militär. In: Erdheim, Mario: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 331-344; sowie: Duong, Phuong: Das Schwinden vertrauter Welten. In: Brittnacher, Hans Richard; Amthor, Wiebke (Hg.): Joseph Roth – Zur Modernität des melancholischen Blicks. Boston, Berlin: de Gruyter 2012, S. 69-79.

<sup>208</sup> Vgl. ebda. S 332.

<sup>209</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 300.

ist das Medium, in dem sich die Habitualisierung vollzieht. Jedes Jahr zu Ferienbeginn unterzieht der Vater den Sohn einer Prüfung über den Stoff des vergangenen Schuljahres, wobei diese Tortur nur am Sonntag stattfinden darf, sodass der Sohn, unabhängig vom Wochentag des eigentlichen Ferienbeginns, immer nur sonntags anreisen darf. Carl Joseph muss entsprechend in Sonntagsuniform antreten und „die Hacken zusammen(schlagen)“ (RM, S. 29), er darf nur sprechen, wenn er gefragt wird. Sein „Jawohl, Papa“ und „Danke, Papa“ sind Ausdruck mechanischen Gehorsams, bei völliger Abwesenheit authentischer Gefühlsregungen, abgesehen freilich von der Angst. Später wird er die mechanisch-exakten Bewegungen und Gliedmaßen der Soldaten – ebenfalls Gehorsamsgesten – als „tote Bestandteile toter Maschinen“ (RM, S. 251) erkennen. Als Kind hinterfragt er das Regelwerk nicht, die amtliche Würde seines Vaters imponiert ihm, er „fühlte sich ein wenig den Habsburgern verwandt, deren Macht sein Vater hier repräsentierte (...)“ (RM, S. 31). Der zu erwartende kindliche Schmerz über die emotionale Vernachlässigung und die quälende Unterdrückung wird also offenkundig manisch abgewehrt durch eine Omnipotenzphantasie. Carl Joseph fügt sich bereitwillig:

Plötzlich fragte er (der Vater, A.M.): „Was ist Subordination?“ Subordination ist die Pflicht des unbedingten Gehorsams“, deklamierte Carls Joseph (...). (RM, S. 31)

Die automatische/automatisierte Unterwerfung unter die väterlichen Gebote begleitet ihn schließlich sein ganzes Leben hindurch, wobei das ehemals äußere Regime zu einem inneren autoritären Regime geronnen ist und keine so klare Unterscheidung mehr zu treffen ist zwischen einer gerechtfertigten Ehrfurcht und realistischen Angst vor dem Vater und einem paranoiden Verfolgungswahn: Im Rausch verdoppelt und vervielfacht sich der Bezirkshauptmann in der Wahrnehmung des Sohnes (vgl. RM, S. 200), an anderer Stelle wächst der *nicht* Anwesende „in den Augen des Leutnants zu einer fast furchtbaren Größe. Ja, Sie erreichte bald den Großvater.“ (RM, S. 139). Die *visuelle* Übermacht, die in den Halluzinationen deutlich wird, ist noch ergänzt durch die *akustische* Übermacht des Vaters:

Diese Stimme, die ihn vor Jahren geprüft hatte, an den stillen Sonntagvormittagen, sie lag ihm noch in den Ohren, diese nasale Stimme des Staatsbeamten, die strenge immer ein wenig verwunderte und forschende Stimme, vor der jede Lüge noch auf der Zunge erstarb. (RM, S. 187)

Der prüfende Blick und die streng-forschende oder befehlende Stimme sind Aspekte der *militärischen Hexis*, die im Regelfall von Generation zu Generation weitergegeben wird. Die *Hexis* als Teil des Habitus reproduziert sich als strukturierende Struktur unablässig. Carl Joseph allerdings wollen die Schuhe des Vaters nicht passen, der Prozess der Habitualisierung ist bereits gestört, sein Habitus – wenn man so will – immer schon ein zerrissener. Er wird kein muster-gültiger Soldat, führt selbst kein autoritäres Regime und scheitert als Autorität in seiner Kom-

panie kläglich. Er ist ein Unterworfener, der selbst *nicht* – wie Adorno schreibt – zum Unterwerfenden wird, selbst wenn er, dank seines inneren Regimes, den zwingenden Auftrag dazu durchaus verspürt. Er gibt die erlittene Gewalt nicht weiter, sondern richtet sie intern gegen sich selbst. Ein sadistisches Über-Ich, eine nicht abzutragende, sich stets erneuernde Schuld nehmen das Ich in Geiselhaft. Carl Joseph ist stets bereit, sich vor der Autorität zu ducken, wofür er sich selbst noch zusätzlich bestraft: „Er zürnte sich, weil er imstande war, jedem Beliebigen zu gehorchen“ (RM, S. 240). Sadistische Über-Ich-Anteile werden auf jede sich irgend als Autorität eignende Person projiziert, der er sich passiv ausliefert. Zu Masochismus und Melancholie als subtile und besonders subversive Manifestationen des Vaternords aber noch weiter unten.

### III. Epochenbruch: Habsburg-Dämmerung

Roths „Radetzkymarsch“ wurde immer wieder als „historischer Roman“ oder „Epochenroman“ gelesen und untersucht<sup>210</sup>, obgleich das *eigentliche* historische Geschehen und seine Stationen nur einen Hintergrund, eine Szenerie bilden, wenn auch freilich eine eminent wichtige. *Explizit* werden die Ereignisse und Entwicklungen der Zeit in der Regel nicht verhandelt, auch nicht etwa kommentiert, es fehlen – im Vergleich zu anderen großen Erzählungen vom politischen Umbruch und Ende einer Ära (vgl. z.B. Robert Musil oder Hermann Broch) – philosophische oder kritische Digressionen, essayistische Reflexionen u. dgl. Auf diesen Umstand machen auch Saße und Müller aufmerksam und weisen beide darauf hin, dass sich im Roman das Historische im Einzelschicksal nicht nur spiegelt, sondern gleichsam entfaltet.<sup>211</sup> Die (Verfalls-) Geschichte, so lässt sich etwas überspitzt durchaus sagen, *wuchert* im letztlich bereits transzendental obdachlos gewordenen Individuum, das sich zwar den noch bestehenden Regularien gemäß verhält, aber nicht mehr an sie glaubt, dessen Loyalitäten nur mehr durch repetitive Lippenbekenntnisse am Leben erhalten werden. Der sich unter der zunächst noch penibel polierten repräsentativen Oberfläche – Bürokratie und Militär „fungieren weiterhin als Stützmauern des kaiserlichen Regimes“<sup>212</sup> – mehr oder weniger leise ereignende Zerfall der Monarchie wird in Roths Text „als Identitätskrise() der Protagonisten veranschaulicht und auf diese Weise (werden) die dem alten Reich innewohnenden Inkohärenzen auf durchaus kohärente Weise gestaltet“<sup>213</sup>. Tatsächlich ist die Lebenserzählung des zentralen Charakters Carl Joseph gerade wegen

---

<sup>210</sup> Vgl. z.B. Müller, Klaus-Detlef: Joseph Roth: Radetzkymarsch. Ein historischer Roman. oder Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 287-310.

<sup>211</sup> Vgl. ebda.

<sup>212</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 305.

<sup>213</sup> Ebda. S. 292.

seiner inneren Zerrissenheit und der Gespaltenheit seines Habitus eine so *plausible* und fast zwingend anmutende negative Entwicklungsgeschichte. Hartmut Scheible hebt hervor:

Roth geht es nicht um die exakte und überpersönliche Dokumentation und Analyse der Geschichte, sondern um die Vermittlung von Privatexistenz und historischem Prozess, um »den Willen jener unheimlichen Macht, die am Schicksal eines Geschlechts das einer historischen Gewalt deutet« (Vorbemerkung zum Roman).<sup>214</sup>

Eben diese „Vermittlung von Privatexistenz und historischem Prozess“ als Ziel der Narration lässt es sinnvoll erscheinen, dem Habitus-Konzept vor dem Identitätskonzept den Vorzug zu geben. Ersteres räumt der Wechselwirkung zwischen Individuum und Gesellschaft eine größere Bedeutung ein, während, wie es in den „Hauptbegriffe(n) der Soziologie“ zusammenfassend heißt, „(d)ie historisch ältere Idee der Identität (...) gebunden (ist) an die Vorstellung eines ‚Innen‘, das als abgetrennt von einem ‚Außen‘ gedacht wird“<sup>215</sup>. Im „Radetzkymarsch“ wird dieses Außen erzählerisch meist nur touchiert, um sogleich das Individuum, v.a. Carl Joseph, zu fokussieren. Legitimationskrise, Nationalitäten- und Sprachproblem, Balkan-Krise, erstarkende Arbeiterbewegungen, aufstrebende habsburgkritische Parteien, subversive liberale Bewegungen, Nationalismus und Antisemitismus – all diese Phänomene sind in Roths Romanwerk durchaus enthalten, atmosphärisch oder punktuell auch in manifesterer Form; der „Radetzkymarsch“ ist fraglos ein „geschichtshaltiger“ Text, *erzählt* wird allerdings vom Leidensweg und Untergang des Einzelnen als Repräsentant des gesamten Systems. Die Leser\*innen erfahren etwa über vermeintlich „staatsgefährliche Umtriebe der streikenden Arbeiter“ (RM, S. 248) im östlichen Grenzgebiet, wo der junge Trotta als Leutnant stationiert ist, er soll ihnen mit seinem bewaffneten Zug nötigenfalls gewaltsam Einhalt gebieten, wobei er sogleich ängstlich fragt: „Wenn ich morgen erschlagen werde?“ (RM, S. 249). Vom krisenhaften historischen Prozess wird augenblicklich umgelenkt zum Porträt des mut- und kraftlosen, feigen und handlungsohnmächtigen Subjekts, das – mit dem gierig verlangten Neunziggrädigen in der Hand – den prekären Zustand des einst sinnstiftenden politisch-ideologischen Ganzen sinnbildlich verkörpert. In der privaten Misere wird die Lage des untergehenden Vielvölkerstaates offenbar. Aber nicht nur das erschöpfte und sinnentleerte Selbst der Söhne, das sich masochistisch und autodestruktiv gebärdet, ist symptomatisch für die Krise der Gesellschaftsordnung, sondern auch die reaktionären und rückständigen Systemerhalter, Väter wie der Bezirkshauptmann Trotta, der vermeint, durch die zwänglich herbeigeführte Wiederkehr des Immergleichen eine Stabilität erhalten zu können, die längst schon zur Illusion geworden ist. Es ist diese Trägheit des Habitus, der Hysteresis-Effekt, der sich auf individueller wie staatspolitischer Ebene zeigt:

---

<sup>214</sup> Scheible, Hartmut: Joseph Roth. Radetzkymarsch. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG). Begründet von Heinz Ludwig Arnold. Online-Version ohne Seitenangaben.

<sup>215</sup> Liebsch, Katharina: Identität und Habitus. In: Korte, Hermann; Schäfers, Bernhard: Einführung in die Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: Springer 2016, S. 81.

„(...) Formen strikter Ablaufschemata (haben) jede Elastizität verloren und (sind) von daher unfähig (...), Veränderungen in sich aufzunehmen“<sup>216</sup>, schreibt Saße. Die Behäbigkeit der habituellen und sozialen Strukturen führte bekanntlich zum finalen politischen und historischen Gewitter. Politische Reaktionen von höchster Dringlichkeit, v.a. im Hinblick auf die Schaffung eines föderalistischen Staatenbundes, erfolgen in der Habsburgermonarchie wiederholt zu spät.<sup>217</sup> Die drängenden Probleme der Zeit, der aufkeimende Nationalismus und die vielen divergierenden Interessen, die das Fundament der Monarchie zunehmend unterhöhlen, werden von den Protagonisten im „Radetzkmarsch“ totgeschwiegen oder bagatellisiert. „Wie sollte die Monarchie nicht mehr dasein?“ (RM, S. 195) hört man den Vater Carl Josephs ungläubig fragen, als er sich beim Besuch seines Sohnes an der Grenze mit den Thesen des Grafen Chojnicki konfrontiert sieht, der als Einziger sagt, was er sich denkt und was es zu sagen gibt. Er „formuliert die präzise Diagnose der österreichischen Legitimationskrise“<sup>218</sup> und konstatiert das Undenkbare, dass „(...) das Vaterland nicht mehr da ist“ (ebda.):

„Natürlich!“ erwiderte Chojnicki, „wörtlich genommen, besteht sie noch. Wir haben noch eine Armee“ – der Graf wies auf den Leutnant – „und Beamte“ – der Graf zeigte auf den Bezirkshauptmann. „Aber sie zerfällt bei lebendigem Leibe. Sie zerfällt, sie ist schon verfallen! (...)“. (RM, S. 195)

Die zynische Erklärung des Grafen, dass Gott den Kaiser verlassen hätte, wühlt den älteren Trotta auf, er kann sie nicht ignorieren oder wegwischen, noch kann er sie überzeugend entkräften. Was Chojnicki konzeptualisieren und verbalisieren kann, bleibt für den jungen Trotta, Carl Joseph, eine dunkle, unsagbare Ahnung, ein dumpfes Bewusstsein vom Kommenden. Auch er besitzt ein Sensorium für die bedrohlichen Unterströmungen der sich dem Ende zuneigenden Epoche, auch wenn er vieles nicht zu denken oder zu Ende zu denken wagt. Als die Nachricht von der Ermordung des Thronfolgers das feucht-fröhliche Fest anlässlich des 100. Geburtstags des Dragonerregiments schlagartig beendet und die ungarischen Offiziere von einer Minute auf die andere keinen Hehl mehr aus ihren nationalistischen Gesinnungen machen, erfahren wir vom Erzähler:

Er fühlte wohl, daß er berauscht war, aber er vermißte zu seiner Verwunderung den gewohnten wohltätigen Nebel vor den Augen. Vielmehr kam es ihm vor, als sähe er alles deutlicher, wie durch blankes, klares Eis. Die Gesichter, die er heute zum erstenmal erblickt hatte, glaubte er schon seit langem zu kennen. **Diese Stunde war ihm überhaupt ganz vertraut, die Verwirklichung einer oft vorgeträumten Begebenheit. Das Vaterland der Trottas zerfiel und zersplitterte.** (RM, S. 364; Hervorhebungen, A.M.)

Es hat den Anschein, dass die Vätergeneration genauso handlungs- und anpassungsunfähig ist wie die Generation der Söhne, wobei erstere durch die Trägheit ihres Habitus behindert sind,

<sup>216</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 300.

<sup>217</sup> Vgl. u.a. Vöclka, Karl: Österreichische Geschichte. München: Beck 2005, S. 79ff.

<sup>218</sup> Ebda. S. 305.

zweitere durch dessen Zerrissenheit. Die einen *verharren* in ihren militärischen Gepflogenheiten, Ritualen und Traditionen, die anderen *erlahmen* und richten sich zugrunde. Väter wie Söhne besitzen keine *Agency*, um einen Begriff der Postmoderne zu bemühen, sie delegieren die Handlungsmacht an das idealisierte Staatsoberhaupt, wenngleich aus unterschiedlichen Gefühlslagen heraus und unter verschiedenen Vorzeichen. Beide Generationen gehören freilich zur selben „Masse“, sind demselben Führer anhängig und libidinös an ihn gebunden. In der stark durch die Erfahrungen des Ersten Weltkriegs geprägten Abhandlung „Massenpsychologie und Ich-Analyse“ (1921) erhellt Freud die Faktoren und Bedingungen, die für den Zusammenhalt der Massen und die kritiklose Unterwerfung unter einen „Hypnotiseur“ sorgen und geht dabei auch auf Kirche und Heer als spezifische Massenorganisationen ein.<sup>219</sup> Das Objekt selbst, Führerfigur und Urvater-Abkömmling, setze sich „an die Stelle des Ich-Ideals“<sup>220</sup> der Gefolgsleute, die eine „passiv-masochistisch(e) Einstellung“<sup>221</sup> annehmen, was sich in Autoritätssucht und Unterwerfungsbedürfnis äußere, vor allen Dingen aber auch in Trägheit:

Was (die Masse, A.M.) von ihren Helden verlangt, ist Stärke, selbst Gewalttätigkeit. Sie will beherrscht und unterdrückt werden und ihren Herrn fürchten. Im Grunde durchaus **konservativ**, hat sie tiefen **Abscheu vor allen Neuerungen und Fortschritten und unbegrenzte Ehrfurcht vor der Tradition** (Hervorhebungen, A.M.).<sup>222</sup>

Mit der Infragestellung des Oberhauptes, etwa angesichts der vielfältigen, ungelösten Probleme des Reiches, wäre eine Lockerung oder Lösung der affektiven Bindung verbunden. Ein solches Auflassen von Gefühlsbindungen hat, laut Freud, eine massive Angst- und Panikreaktion zur Folge, die es mit allen Mitteln der Verneinung, Verdrängung und Verleugnung zu verhüten gilt.<sup>223</sup> Die im „Radetzkmarsch“ so schillernd beschriebene Fronleichnamsprozession als prunkvolle Macht-Demonstration erscheint als *eine* solche Strategie der Verleugnung. Es ist ein Fest des Rausches, Opium für das Volk, eine Inszenierung, die über alle Brüche hinwegtäuschen soll und die auf den Kaiser, den Hypnotiseur hin zentriert ist:

Und der Kaiser kam: acht blütenweiße Schimmel zogen seinen Wagen. Und auf den Schimmeln, in goldbestickten, schwarzen Röcken und mit weißen Perücken, ritten die Lakaien. Sie sahen aus wie Götter, und sie waren nur Diener von Halbgöttern. (...) Der Kaiser trug den schneeweißen Rock, den man von allen Bildern der Monarchie kannte, und einen mächtigen grünen Papageienfederstrauß über dem Hut. Sachte im Wind wehten die Federn. Der Kaiser lächelte nach allen Seiten. Auf seinem alten Angesicht lag das Lächeln wie eine kleine Sonne, die er selbst geschaffen hatte. (RM, S. 235)

<sup>219</sup> Vgl. Freud, Sigmund (1921c): Massenpsychologie und Ich-Analyse. In: Freud, Sigmund: GW XIII, S. 71-161.

<sup>220</sup> Ebda. S. 125.

<sup>221</sup> Ebda. S. 142.

<sup>222</sup> Ebda. S. 83f.

<sup>223</sup> Vgl. ebda. S. 106.

Niemand habe diesem „goldenen Glanz“ widerstehen können und Carl Joseph „hörte nicht den düstern Flügelschlag der Geier“ (ebda.). Freud und Federn u.a. betonen die scheinbar unbedingte Notwendigkeit der *Urvater-Figur* für den Zusammenhalt der Massen und erklären das blinde Vertrauen in den Führer als Folge der einsetzenden *Regression*. Tatsächlich kam es mit dem Tod Kaiser Franz Josephs, der „für viele noch das einigende Band dargestellt hatte“<sup>224</sup>, ab 1916 verstärkt zu sozialen und nationalen Unruhen, wie Vöcelka ausführt.

#### IV. Manifestationen des Vatermords

Auf den ersten Blick hat es den Anschein, als erzählten die Romane Roths vom *misslingenden* Vatermord, stehen doch die von ihren Vätern und Großvätern dominierten, impotenten Sohnes- bzw. Enkelfiguren und ihr Scheitern im Mittelpunkt. Nicht erst im „Radetzkymarsch“, sondern schon im Zeitroman „Rechts und Links“ von 1929 begegnen wir mit der Schlüsselfigur Paul Bernheim einem jungen Mann, der „vollends hinter seinem Familienhintergrund, hauptsächlich hinter seinem Vater, dessen Ehrgeiz und Eitelkeit ihn fürs Leben prägen, zu verschwinden (droht)“<sup>225</sup>. Von der „schwierigen Generationenfolge in einer Zeit des Schwindens von Sinnstiftungen und Orientierungsangeboten“<sup>226</sup> handelt auch der 1928 veröffentlichte kleine Roman „Zipper und sein Vater“, wenngleich hier kein so großes Gefälle zwischen Vater und Sohn konstruiert wird – schon der alte Zipper ist kein recht ernstzunehmender Geselle, die moralische Fallhöhe des Sohnes ist entsprechend geringer. Josef Aigner hebt die *Vatersehnsucht* und das Leiden an der *Vaterlosigkeit* als persönliche Motive Roths für das immer wieder bearbeitete Sujet der Vater-Sohn-Beziehung hervor.<sup>227</sup> Wenngleich Roth keine idealen Vaterbilder zeichne, seien die Vaterfiguren doch nicht ohne Zärtlichkeit gestaltet, was der Grund dafür sein mag, dass im Zusammenhang mit seinen Texten kaum je über *Vatermord* gesprochen oder geschrieben wurde, weder über den gelingenden, noch über den scheiternden. Der Erzähler des „Radetzkymarsch“ erlaubt seinen Leser\*innen, hinter die hölzerne und starre Fassade – den „Charakterpanzer“<sup>228</sup> – des Bezirkshauptmanns zu blicken und einen sorgenvollen, sensiblen Vater zu erkennen, der seinen Sohn liebt, dessen Unglück er schmerzlich bedauert. Bei aller Autorität und militärischer Strenge lässt Roth in der Gestaltung der Väterfiguren immer auch eine gewisse Milde durchscheinen. Der Mythos vom Mord am perversen, gewalttätigen Urvater mag

---

<sup>224</sup> Vöcelka, Karl: Österreichische Geschichte, S. 95.

<sup>225</sup> Hughes, Jon: „Wir sind die Söhne“, S. 259f.

<sup>226</sup> Aigner, Josef Christian: „... eine gewisse Zärtlichkeit für den alten Zipper!“ Unerfüllte Vater-Sehnsucht und das Scheitern des Sohnes in Zipper und sein Vater. In: Lughofer, Johann Georg (Hg.): Im Prisma. Joseph Roths Romane. Wien, St. Wolfgang: Edition Art Science 2009, S. 157.

<sup>227</sup> Vgl. ebda. S. 157f.

<sup>228</sup> Vgl. Reich, Wilhelm: Charakteranalyse. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1920, S. 73ff.

daher bei flüchtiger Beurteilung keine passende Folie zur Untersuchung des Romangeschehens liefern. Erst bei näherem Hinsehen und Berücksichtigung der narrativen Tiefenstruktur erweist sich der Text als gespickt mit Hinweisen auf die ödipale Tragödie. Das aggressive Aufbegehren gegen den Vater, das eben gerade nicht zum Plot des Textes gehört, verbirgt sich, wie ich versuchen werde zu demonstrieren, hinter Phänomenen wie der Lähmung, der Autodestruktivität oder dem besonders gearteten Begehren des jungen Trotta. Der Vaternord zeigt sich bei Roth vor allem als Triumph der Passivität, Verweigerung der Generativität und im Inzest-Begehren.

### **1) Übertretungen des väterlichen Gesetzes: Inzest und die Negation der Generativität**

Die augenfälligste Form „ödipalen Frevels“ ist sicherlich die Objektwahl Carl Josephs, seine heimliche Affäre mit der verheirateten Frau Slama als 15-Jähriger und die spätere Liaison mit der ebenfalls verheirateten und deutlich älteren Frau Taußig, die er unterhält, als er bereits als Leutnant im Grenzgebiet zu Russland stationiert ist. Trotz seiner großen Angst vor Sexualität, jener „Angst vor der Wollust, die selbst wollüstig ist, wie eine gewisse Angst vor dem Tode tödlich sein kann(,)“ (RM, S. 227) geht er seinem Begehren nach, lässt sich verführen „(w)ie ein ohnmächtig Gefesselter“ (RM, S. 40). In beiden Frauen findet er eine mütterliche Figur, einen wohlgerneht *sexualisierten* Mutter-Ersatz und macht daraus vordergründig keinen Hehl. Als Kathi Slama während seiner Abwesenheit bei der Geburt eines Kindes stirbt, weint er insbesondere ihren mütterlichen Qualitäten nach, dem vermissten zärtlichen Umsorgt- und Geliebtwerden: „Ihre Worte waren zärtlich, sie war eine Mutter, sie hat mich geliebt, sie ist gestorben!“ Ihm ist wohlbewusst, „daß er Schuld an ihrem Tode trug“ (RM, S. 48) – es ist zu vermuten, dass sie an *seinem* Kind gestorben ist – seine Schuldgefühle sind aber noch komplexeren Ursprungs. Im Unbewussten bleibt das inzestuöse Begehren bzw. das Begehren, den Vater zu ermorden und ihn bei der Mutter zu ersetzen, stets virulent, wie List erläutert.<sup>229</sup> Die sexuelle Begegnung mit der älteren Frau bildet nun einen Kompromiss, sie erlaubt eine unmittelbare, wenn auch eingeschränkte Triebbefriedigung und Teilrealisierung der Triebwünsche, gleichzeitig kann das Gesetz des Vaters und seine Verbote, das „nom du père“ (Lacan) und „non du père“ umgangen, mithin der Kastrationsgefahr ausgewichen werden. Nun herrscht im Unbewussten allerdings der Primärprozess vor, Vorgänge der Verdichtung und Verschiebung können zu dem (unerwünschten) Ergebnis führen, dass das Individuum, das seine unbewusste Inzest-Phantasie in der erotischen Beziehung partiell ausleben kann, eine plötzliche unlustvolle Gefühlsreaktion zeigt, die von solcher Heftigkeit ist, als ob tatsächlich eine inzestuöse Handlung ausgeführt worden wäre. Wie Reik in seiner Abhandlung „In Gedanken töten“ für den Akt

---

<sup>229</sup> Vgl. List, Eveline: Psychoanalyse. Wien: UTB 2009, S. 132.

des Vaternmords erläutert<sup>230</sup>, kann auch der lediglich *phantasierte* Inzest Angst- und Schuldgefühle auslösen. Der Tod der Geliebten muss Carl Joseph wie eine göttliche Strafe für die Übertretung des väterlichen Gesetzes erscheinen, für den Mordwunsch gegen den Vater und den verbotenen Inzest-Wunsch. Es ist der Vater selbst, der ihn im kleinen, engen Eisenbahn-Kupee vom Ableben der Frau Slama unterrichtet und – in der Wahrnehmung des Sohnes – das prüfende Auge auf ihn gerichtet hält. Carl Joseph kollabiert beinahe, er soll noch dazu dem Witwer einen Kondolenzbesuch abstatten:

Es wurde auf einmal unerträglich heiß im Kupee. Carl Joseph versuchte, den Kragen zu lockern. Während er vergeblich nach einem passenden Wort rang, stieg eine törichte, heiße, kindische Lust zu weinen in ihm auf, würgte ihn im Hals, sein Gaumen wurde trocken, als hätte er seit Tagen nicht getrunken. Er fühlte den Blick seines Vaters, sah angestrengt in die Landschaft, empfand die Nähe des Ziels, dem sie unaufhaltsam entgegenfuhren, als eine Verschärfung seiner Qual, wünschte sich wenigstens in den Korridor und sah gleichzeitig ein, daß er dem Blick und der Mitteilung des Alten nicht davonlaufen könnte. Er raffte schnell ein paar schwache, vorläufige Kräfte zusammen und sagte: „Ich werde ihn besuchen!“ „Es scheint, daß du die Eisenbahn nicht verträgst“, bemerkte der Vater. „Jawohl, Papa!“ (RM, S. 47)

Es scheint, nicht die Trauer über die Verstorbene oder der Schock ist ursächlich für die starke physische Reaktion – wir erfahren, dass er die Frau des Wachtmeisters Slama „(w)ahrscheinlich gar nicht mehr besucht“, sie sogar einfach „vergessen“ (RM, S. 48) hätte. Es ist also nicht die emotionale Bindung an sie, die die starke Gefühlsreaktion hervorruft, vielmehr die *Kastrationsangst*, die plötzlich wieder akut wird. Die Bedrohung rührt intern vom verinnerlichten *toten Vater* (vgl. ST, Kap. VI/5) her, dem in Über-Ich bzw. Ich-Ideal verankerten und mit Strafängsten verbundenen *Gesetz* und *Rechtsbewusstsein*, gleichzeitig fühlt er sich vom durchbohrenden Blick des real präsenten Vaters verfolgt. Dieser Blick wird vom Angeblickten mit Macht und Magie ausgestattet und fungiert zugleich als Urteils-Äquivalent. Innen und Außen, inneres und äußeres autoritäres Regime, Reales und Phantasiertes werden für Carl Joseph ununterscheidbar, es herrscht ein völlig desorganisierter Zustand in ihm. Nur der Rückgriff auf habitualisiertes Verhalten und mechanische Phrasen ist ihm dann möglich: „Jawohl, Papa!“.

Eine ähnliche Panik-Reaktion, die mit dem Vaternmord im Zusammenhang steht, erfasst Carl Joseph, als er der Witwe seines Freundes Dr. Demant, der im Duell den so sinnlosen, unzeitgemäßen Ehrenmord gestorben ist, einen Kondolenzbesuch macht. Er ist sogleich an den Anstandsbesuch beim Witwer Slama erinnert. Durch eine Reihe von Verschiebungen und Übertragungen im Erleben Carl Josephs erweist sich die Situation als eine weitere Variante der Vaternmord- bzw. Inzestphantasie. „Er zitterte ein wenig“ (RM, S. 142), als das Schauspiel auf der inneren und äußeren Bühne beginnt.

---

<sup>230</sup> Vgl. Reik, Theodor: In Gedanken töten.

An der Wand hing, schwarz umflort, das große Bildnis des Toten. Es rückte immer weiter, ähnlich wie der Kaiser im Kasino, als wäre es nicht den Augen nahe und den Händen greifbar, sondern unerreichbar weit hinter der Wand, wie durch ein Fenster gesehen. (RM, S. 142)

Mit dem Bildnis des Toten werden zugleich die Bildnisse der väterlichen Autoritätsfiguren herbeizitiert, jenes des Kaisers explizit, implizit aber auch jenes des Großvaters und potentiell weitere Vater-*Images*. Die *Vaterreihe* wird also aktiviert, der Wachtmeister Slama, die betrogene Vaterfigur, von der unbewusst Rache befürchtet wird, gesellt sich zu den anderen, wobei im Unbewussten eine unbegrenzte Verschiebbarkeit herrscht: So wird Slama jäh zum Vater, ebenso wie Demant sich zu Slama verwandelt. Die Väter und damit das väterliche Verbot sind aber in der erzählten Episode in großer Entfernung, „unerreichbar weit“, was zweierlei bedeutet: Die erotische Versuchung wird virulenter, gleichzeitig steigt die Angst. Carl Josephs Triebhemmung ist proportional zu seiner Triebstärke. Plötzlich fürchtet er „die Dunkelheit des nahenden Abends“, es packt ihn eine „kindische Angst, daß in diesem Haus niemals ein Licht entzündet würde“ (RM, S. 143). Das Angesicht der Witwe erscheint im „nackt“ und „entblößt“, seine Gedanken kreisen um die Tür, den Ausweg, den er nicht im Blick hat. Der Bedrohung, dass er dem inzestuösen Begehren nachgeben könnte, versucht er unbeholfen zu entkommen, indem er befiehlt: „Licht machen!“ (RM, S. 144), aber Frau Demant verweist ihn mit Nachdruck „aufs Sofa!“ und „(e)r fühlte, daß es gefährlich war, hier zu sitzen“ (ebda.). Das Aufgebot an Gegenmaßnahmen gegen das eigene (!) Verlangen ist beeindruckend. Carl Joseph beginnt die ihm so verführerisch erscheinende Gattin des Verstorbenen schließlich zu entwerten:

Geschichten von gefährlichen, kleinen, Männer mordenden, hübschen Frauen, oft wiederkehrend in den Gesprächen der Kameraden, fielen ihm ein. Zu dem gefährlichen Geschlecht der schwachen Mörderinnen gehörte sie höchstwahrscheinlich. Man muß trachten, unverzüglich ihrem Bereich zu entkommen. (RM, S. 145)

Gipfel dieser internen misogynen Tirade ist die Erinnerung an ein Sprichwort des Rittmeisters Taittinger: „Witwen gehören verbrannt!“ (RM, S. 146). Psychodynamisch lässt sich dieses Geschehen durch komplizierte Projektionsvorgänge erklären. Die eigenen mörderischen und sexuellen Impulse, das ödipale Begehren, werden in die Frau verlagert, von der er sich schließlich verfolgt, verführt und manipuliert fühlt. Er entledigt sich der konflikthafter Triebwünsche und verhassten Selbstanteile („klein“, „gefährlich“, „schwach“), indem er sie in ein Außen projiziert, wo er sie bekämpfen resp. entwerten kann. Es gilt, dass je größer der Triebdruck und je rigider und sadistischer das Über-Ich, desto massiver die Abwehrvorgänge, etwa die Projektionsversuche. Mit der Projektion von unerwünschten Selbstanteilen geht aber auch ein Ich-Verlust einher. Die Aggressionshemmung und Lähmung des Protagonisten ist – wenn man sie psychoanalytisch deuten will – eine solche Folge der übermäßigen Projektion.

Der ungelöste ödipale Konflikt treibt noch einmal seine Blüten in der Beziehung Carl Josephs zur verheirateten Frau von Taußig:

Der Leutnant lag an ihrer Brust wie ein Kind. Sie fühlte einen wohltätigen, seligen, einen mütterlichen Schmerz. Eine mütterliche Liebe rann in ihre Arme und erfüllte sie mit neuer Kraft. Sie wollte ihrem Geliebten Gutes tun wie einem eigenen Kind; **als hätte ihn ihr Schoß geboren, derselbe, der ihn jetzt empfang** (Hervorhebung, A.M.). (RM, S. 232)

Die Textstelle ist die direkteste, ganz unverhüllte Darstellung des Inzest-Motivs im „Radetzky-Marsch“. Als „ein gesättigtes Kind“ (RM, S. 233) erlebt sich der Vaternörder angesichts der sich in „heftigen Flammenbögen“ (RM, S. 246) kundtuenden Leidenschaft und Wollust seiner mütterlichen Liebhaberin, die wohl gemerkt zu alt ist, um noch ein Kind gebären zu können. Der Vaternmord ist damit ein noch vielschichtiger: Zwar ersetzt das Kind in der Vorstellung den Vater im Bett der Mutter, jedoch bilden sie beide kein kreatives Paar. Nichts kann aus ihrer Verbindung entstehen. Die Generationenschanke ist nicht mehr intakt, was i.d.F. auch bedeutet, dass keine Generativität gegeben ist. Das Gesetz des Vaters ist nicht nur durch den Inzest gebrochen, sondern auch insofern, als das väterliche Projekt versandet, die Möglichkeiten der Weitergabe des Erbes an eine neue, erfolgreichere Generation obsolet werden.

## 2) Triumph der Passivität

Die Trottas drohen auszusterben, weil der „letzte Trotta“ zu schwach ist, weil er seinen Vater gerade nicht übertrifft und das Erbe nicht weiterzuführen im Stande ist. Gerade in der Resignation, in der von Carl Joseph zelebrierten Passivität aber liegt ein so genussreicher Triumph:

Bald werde ich auch Papas Taschenuhr ticken hören, er wird sie mir vermachen. In meiner Stube wird das Porträt des Helden von Solferino hängen und der Säbel Max Demants und ein Erbstück von Papa. Mit mir wird alles begraben. Ich bin der letzte Trotta! (RM, S. 189)

Es ist geradezu die Beschwörung des Untergangs, nicht nur des familiären, sondern metaphorisch stets auch des politischen. Was für eine Machtphantasie, ein Geschlecht auszulöschen, indem man sich weigert, es fortzuführen! Die stille, aber beharrliche Weigerung, die Trauer und „schmerzliche Würde“ ist noch dazu von „süßer Wollust“ (RM, S. 189) begleitet: die Trauer wird sexualisiert, das masochistische Moment verweist auf das Destruktive, Zerstörerische, das sich hier eben nicht in offener Aggression Bahn bricht, sondern in der lustvoll-schmerzlichen Resignation und Stagnation. Ein möglicher Subtext könnte etwa lauten: *Du wirst bald sterben – was ich auch begrüße – ich hingegen werde dich überleben und alles erben. Was du mir aber hinterlässt, nehme ich mit ins Grab!* Auch den Helden von Solferino reißt Carl Joseph in seiner Vorstellung mit ins Grab und man denkt unweigerlich an eine süße Rachephantasie, letztlich eine Mordphantasie: Es ist ein Mord durch Unterlassung, eine Verwerfung des väterlichen Begehrens nach Fortführung des Geschlechts.

Die Enkel-Figuren im „Radetzky-Marsch“ glänzen nicht durch Gestaltungswillen und Aktivität, sondern durch eine gewisse Larmoyanz, eine Rührseligkeit, die jedoch nicht mit echter Trauer oder echt empfundenem Verlust zu verwechseln ist. Betty Joseph spricht von der „Ausbeutung

des (eigenen) Elends zu masochistischen Zwecken“<sup>231</sup> und grenzt die sexualisierte Form des Leidens von realem Elend und realer Angst ab. Das Genießen der eigenen Zerstörung geht mit nicht minder lustvollen Schuldzuschreibungen an die Väter- und Großvätergeneration einher, dabei wird ein gewisses, destruktives „Verlangen“ gestillt, das eigene Selbst „in (einem) ausweglosen Dilemma zu sehen“<sup>232</sup>. Dr. Demant lamentiert angesichts des bevorstehenden Ehrenduells, das ihn sein Leben kosten wird:

„Unsere Großväter haben uns nicht viel Kraft hinterlassen, wenig Kraft zum Leben, es reicht gerade noch, um unsinnig zu sterben. Ach!“ (RM, S. 125.)

Die Enkel fühlen sich jedoch zweifellos „heimisch in (dieser) Ohnmacht“ (RM, S. 245). Als Demant stirbt, kommentiert der Erzähler den leidenden Trotta nicht ohne Ironie:

Der unendliche Schmerz der Welt paßte vollkommen zu dem Elend Trottas. Er litt in vollendeter Eintracht mit dem leidenden All. (RM, S. 306)

Selbstmitleid, Selbstsabotage, autodestruktives Verhalten in Form von schädigendem Alkoholkonsum, Spielsucht und dgl. mehr Aspekte zeichnen das Bild eines lebensunfähigen Mannes, der weder das väterliche Projekt fortführen, noch ein eigenes Projekt beginnen und zur Autonomie und Selbstgesetzgebung finden kann. Es handelt sich in Roths Texten um keine offensiven Vätermorde. Der Masochist und Melancholiker zeigt keine offene Aggression gegen die Autorität, er wendet den Hass gegen das Selbst (vgl. ST, Kap. VII/4).<sup>233</sup> Doch auch oder vielleicht sogar erst recht im *Scheitern* erfüllt sich das unbewusste Ziel, dem Vater zu schaden, ohne zur Rechenschaft gezogen zu werden! Carl Joseph bereitet diesem eine ganze Reihe von Enttäuschungen, beginnend bei den Misserfolgen in der Armee, die er am Ende, nach langem Ringen, sogar verlässt. Der Freund des Bezirkshauptmanns, Dr. Skowronnek, fasst die Tragödie lapidar zusammen:

„(...) Wenn Ihr seliger Herr Vater gesagt hat, aus Ihnen würde kein Landwirt, sondern ein Beamter, so hat er recht gehabt. Sie sind ein musterhafter Beamter geworden. Aber als Sie Ihrem Sohn sagten, er solle Soldat werden, haben Sie unrecht gehabt. Er ist kein musterhafter Soldat!“ (RM, S. 297)

Dass der Sohn, wie Skowronnek optimistisch vorschlägt, ja in „irgendeinem anderen Beruf“ Fuß fassen könnte, bringt den alten Trotta so aus der sonst stets gewahrten Fassung, dass er „mit der mageren Faust auf den Tisch (schlägt)“ (RM, S. 292). In seinen Ohren muss das Wort von einem „anderen Beruf“ – damit eng verbunden ist die Negation des väterlichen Habitus – ebenso „fremd (klingen) wie die Worte revolutionär oder nationale Minderheiten zum Beispiel“ (ebda.). Eine ähnliche Wirkung erzielt das Wort „Sozialdemokrat“, denn was ist die Sozialdemokratie für den Kaisertreuen anderes als ein politischer Vätermord? Ein Ausstieg aus dem

---

<sup>231</sup> Joseph, Betty: Die Sucht nach Todesnähe, S. 190.

<sup>232</sup> Ebda. S. 191.

<sup>233</sup> Vgl. Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter, S. 323f.

Militär, ein Abstreifen des militärischen Habitus, ist gleichzusetzen mit dem „Untergang der Welt“ (ebda.). Carl Joseph ist bewusst, dass das Begraben seiner „militärische(n) Persönlichkeit“ (RM, S. 374) bedeutet, „daß sein Vater nicht mehr seine Heimat (ist)“, denn: „(d)ie Armee war nicht mehr sein Beruf“. Er liegt mit seiner Einschätzung der väterlichen Einstellung absolut richtig:

(...) die Erwägung seines Sohnes, die Armee zu verlassen, wirkte auf Herrn von Trotta etwa so, wie wenn er eine Mitteilung von der gesamten kaiser- und königlichen Armee erhalten hätte, daß sie gesonnen sei, sich aufzulösen. Alles, alles in der Welt schien seinen Sinn verloren zu haben. (RM, S. 287)

Der habsburgische Militärhabitus ist das Band, das zwischen Vater und Sohn verläuft. Was sie eint, ist die Zugehörigkeit zum idealisierten militärisch-bürokratischen Apparat; ein authentischer, emotionaler Austausch, ein offenes Gespräch, das Grundlage einer stabileren, tiefergehenden Vater-Sohn-Beziehung sein könnte, findet kaum statt:

Man sagte: Vater und Sohn, aber zwischen beiden lagen viele Jahre, große Berge! Man wußte nicht viel mehr von Carl Joseph als von einem andern Leutnant. (RM, S. 188)

Jedes Versagen – und Carl Joseph ist sich dieser Tatsache wohlbewusst – trifft den Vater wie ein schweres Geschoss. Die Alkoholsucht des Sohnes und die Schuldenaffäre bringen diesen zunehmend aus dem Gleichgewicht. Der vordergründige Affekt ist der der Scham, die Unehrenhaftigkeit des einzigen Kindes bringt schließlich „Schande für den Erzeuger, für die Armee und für die Monarchie“, wobei es das „amtliche“ Herz ist, das bei diesen Überlegungen blutet. Erst in Folge „schreit“ auch das „väterliche Herz“ (RM, S. 324), das dem schwachen Kind auf die Beine helfen will, dennoch gilt es – *vor* allem anderen – die Standes- und Familienehre zu retten und zu „verhüten, daß der Name der Trottas entehrt und geschändet“ wird (ebda.).

Für den Masochismus, an dem die Hauptfigur zweifellos leidet, gilt, wie für Perversionen im Allgemeinen, dass er eine „erotische Form des Hasses“<sup>234</sup> bildet. Hinter den perversen Handlungen verberge sich, laut Leon Wurmser, regelmäßig eine Rachephantasie, die ein einst erlittenes Kindheitstrauma (eine Vernachlässigung, eine Beschämung u. dgl.) in einen Triumph des Erwachsenen verwandle.<sup>235</sup> Die Leidenssucht Carl Josephs ist eine Wendung des Sadismus gegen die eigene Person. Ursprüngliches Ziel der sadistischen Angriffe aber ist das versagende, frustrierende, vernachlässigende – oder autoritäre! – Objekt. *Ihm* gilt unbewusst auch nach wie vor die Aggression, der Masochismus ist lediglich eine Kompromissbildung, ein Symptom, anstelle eines nicht realisierbaren sadistischen Impulses gegen die primäre(n) Bezugsperson(en). Wenn Carl Joseph sich quält, dann quält er unbewusst den Vater. Und tatsächlich leidet dieser unsägliche Qualen, nicht zuletzt weil er sein Geschlecht untergehen sieht. Sein Werk,

---

<sup>234</sup> Vgl. Stoller, Robert: Perversion. Die erotische Form von Hass. Gießen: Psychosozial-Verlag 2014.

<sup>235</sup> Vgl. Wurmser, Leon: Das Rätsel des Masochismus. Psychoanalytische Untersuchungen von Gewissenszwang und Leidenssucht. Gießen: Psychosozial-Verlag 2015, S. 52.

seine Lebenswelt und sein Wertekosmos fallen der Dekadenz der nächsten Generation anheim. Die Frage, wen die Söhne und Enkel sabotieren, wenn sie sich vermeintlich selbst sabotieren, erübrigt sich. Der Masochist ist stets auch Sadist, unterstreicht Freud schon 1905 in den „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie“, Carl Joseph ist aber zweifellos auch ein ernsthaft Leidender, ein Melancholiker:

Er (Leutnant Trotta) erinnerte sich, daß er fast sein ganzes Leben traurig gewesen war, scheu, man konnte schon sagen: verbittert. (RM, S. 238)

Frau von Taußig mustert ihn am Beginn ihrer Bekanntschaft und macht sich rasch ein Bild von seinem prekären Seelenleben:

Sie schätzte den Leutnant Trotta ab. Er sieht alt aus für seine Jahre – dachte sie – er hat traurige Dinge erlebt, aber er ist nicht an ihnen klug geworden. Er liebt nicht leidenschaftlich, aber vielleicht auch nicht flüchtig. Er ist bereits so unglücklich, daß man ihn höchstens nur noch glücklich machen kann. (RM, S. 230)

Melancholie und Masochismus sind zwei verwandte und ineinandergreifende Phänomene. Ohne auf die Gemeinsamkeiten und Unterschiede an dieser Stelle näher eingehen zu können, sei v.a. hervorgehoben, dass auch die Klagen des Melancholikers nicht das sind, was sie vordergründig scheinen. Freud enttarnt sie in „Trauer und Melancholie“ als Anklagen, „Selbstvorwürfe“ erkennt er als „Vorwürfe gegen ein Liebesobjekt (...), die von diesem weg auf das eigene Ich gewälzt sind“<sup>236</sup>. Wie weiter oben bereits eingehender erläutert (vgl. ST, Kap. VI/6), wird ein einst geliebtes und später aufgegebenes Objekt durch Identifizierung im Ich wieder aufgerichtet, wobei das Ich von einer „besonderen Instanz“<sup>237</sup>, gemeint ist eine Art Vorläufer des Über-Ichs, wie das verlassene Objekt behandelt, ergo angeklagt wird. Der Schatten des Objekts, der auf das Ich fällt, wird in meiner Deutung als Schatten des Vaters identifiziert. Die autoritäre, jede Nähe und Zärtlichkeit vermeidende Bezugsperson, der Bezirkshauptmann mit seiner „knöchernen Härte“ (RM, S. 50) ist – so lässt sich spekulieren – kein „ausreichend guter Vater“ (vgl. Winnicott) in dem Sinne, dass er die emotionalen Bedürfnisse des Kindes nicht erfüllen kann, es im Gegenteil sogar wiederholt beschämt und erniedrigt. Er dient Roth als Beispiel für eine ganze Generation von militärisch-aristokratisch sozialisierten Vätern. Der Besetzungsabzug von und die daraufhin folgende narzisstische Identifizierung mit dem versagenden väterlichen Objekt – „das Ich“ wird intrapsychisch „vom Objekt überwältigt“<sup>238</sup>, ganz durch es besetzt – führen zur Ich-Entleerung des Melancholikers. In unserem Fall ist der Sohn buchstäblich besetzt und besessen von Vater und Großvater, sodass er keine Eigenständigkeit zu entwickeln vermag. Die Söhne, Dr. Demant und Carl Joseph, haben das Gefühl, „von den Toten (zu leben)“ (RM, S. 108), tatsächlich sind sie dominiert von toten, d.h. aufgegebenen (äußeren)

---

<sup>236</sup> Freud, Sigmund (1916-1917g): Trauer und Melancholie, S. 434.

<sup>237</sup> Ebda. S. 435.

<sup>238</sup> Ebda. S. 439.

Objekten, die sich späterhin über Wege der Identifizierung ihres Ichs bemächtigten (vgl. ST, Kap. VI/6). Wie weiter oben argumentiert, ist der Melancholiker ein zunächst *erfolgloser Vätermörder* insofern, als es ihm zwar gelungen ist, das autoritäre Objekt als Liebesobjekt aufzugeben und zu verwerfen, aber er bleibt weiterhin von ihm – als innerem Objekt – dominiert. „Die Toten! Ich kann die Toten nicht vergessen!“ (RM, S. 204), beklagt der betrunkene Trotta jun. folgerichtig. In gewissem Sinne ist der Selbstmord auf Raten, den der Melancholiker betreibt, allerdings auch ein *Mord auf Raten*. Bei Freud heißt es:

Die unzweifelhaft genußreiche Selbstquälerei der Melancholie bedeutet (...) die Befriedigung von sadistischen und Haßtendenzen, die einem Objekt gelten und auf diesem Wege eine Wendung gegen die eigene Person erfahren haben. Bei beiden Affektionen pflegt es den Kranken noch zu gelingen, **auf dem Umwege über die Selbstbestrafung Rache an den ursprünglichen Objekten zu nehmen und ihre Lieben durch Vermittlung des Krankseins zu quälen** (...) (Hervorhebung, A.M.).<sup>239</sup>

Das Suchtverhalten, das in engem Zusammenhang mit Melancholie und Masochismus steht, ist eine weitere Strategie, dem Vater zuzusetzen. Der Süchtige präsentiert sich allerdings stets als Ohnmächtiger und Hilfsbedürftiger, macht sich als Leidender unangreifbar und verhüllt die aggressiven oder Racheimpulse. „Man muss ihm helfen!“ (RM, S. 324), sagt sich der Bezirkshauptmann und fühlt sich doch zugleich durch die Enttäuschungen, die ihm sein Sohn zufügt, entmachtet und hilflos, „zerbrochen“ ist der „Stolz, den Herr von Trotta so lange sorgfältig gehütet und gepflegt, den er ererbt hatte und weiterzuvererben entschlossen war“ (RM, S. 326). Also doch ein gelungener Vätermord, wenngleich ohne Zukunftsperspektiven, ohne Entwicklungsmöglichkeiten? Es wäre ein Vätermord als Schlusspunkt, nicht als Ausgangspunkt für eine individuelle und gesellschaftliche Neuordnung, wie in Freuds „Totem und Tabu“ und Federns „vaterlose(r) Gesellschaft“ optimistisch angedacht. Zudem sterben hier die Söhne vor den Vätern, um ein Diktum des Autors Thomas Brasch aufzugreifen.<sup>240</sup>

## V. Die Krisen des Habitus

Roths Text lässt hinsichtlich der Bewertung der Habituskrisen eine ganze Reihe von Beobachtungen und Deutungen zu. Für die Überlegungen gilt es zunächst, die Krise des *individuellen* Habitus von der Krise des *übergeordneten* habsburgischen Militärhabitus zu unterscheiden, wenngleich sie beide freilich ineinandergreifen. Zwei Ausprägungen der Habituskrise, d.h. einerseits der zerrissene resp. gespaltene Habitus, als auch der Hysteresis-Effekt kommen im Ro-

---

<sup>239</sup> Freud, Sigmund (1916-1917g): Trauer und Melancholie, S. 438.

<sup>240</sup> Vgl. den gleichnamigen Titel des Werks von Brasch, Thomas: Vor den Vätern sterben die Söhne. Berlin: Rotbuch 2013.

man implizit über die Figurengestaltung zur Darstellung. Schließlich erlaubt der Generationenroman auch die Betrachtung der Entwicklung des Habitus und seiner Krisen über die Generationen hinweg.

„Der Leutnant Trotta, der bin ich“<sup>241</sup>, soll Roth behauptet und damit selbst einen autobiographischen Konnex hergestellt haben. Über die Identitätsproblematik Roths wurde mehrfach geschrieben und es ist durchaus verlockend, die Auseinandersetzung damit zu beginnen, die Biographie Roths auf Brüche und Krisen des Habitus hin zu untersuchen, wäre der Autor nicht so unzuverlässig in seinen Selbstaussagen – Saße nennt ihn liebevoll sogar einen „Lügner“, der gerne und „variantenreich“ über sich erzählt und sich in Szene setzt.<sup>242</sup> Nichtsdestoweniger zeugt seine Lebensgeschichte von unterschiedlichsten, äußerst heterogenen Einflüssen, Diskontinuitäten und Schicksalsschlägen, die ihn zu einer „gebrochenen Persönlichkeit“ machen:

Vielmehr zeugen die widersprüchlichen Selbstinszenierungen von den Identitätskrisen eines Menschen, der sich nirgends zuhause fühlte. Joseph Roth, 1894 als Sohn jüdischer Eltern geboren, stammt aus der galizischen Grenzstadt Brody. Zeit seines kurzen Lebens sucht er vergeblich, sich als deutsch sprechender Österreicher zu assimilieren; als „Hotelnomade“ zieht er durch die Großstädte Europas, bis er zuletzt, geographisch, sozial und religiös entwurzelt und dem Alkoholismus verfallen – im Pariser Exil ein elendes Kneipendasein fristet. Diese „existentielle“ Heimatlosigkeit bildet eine immer wiederkehrende Konstante auch seines literarischen Schaffens.<sup>243</sup>

Die Parallelen zur Figur des jungen Leutnants sind unübersehbar. Roth besitzt allerdings, so scheint es, keinen geschlossenen, einheitlichen Habitus, der in die Krise geraten könnte. Anders Carl Joseph: Vater und väterlicher Habitus bilden eine stabile Referenz, auch wenn es dem Anti-Helden nicht gelingt, die vorgeschriebenen sozialen Praktiken in der von der väterlichen Autorität erwarteten Perfektion je zu beherrschen. Roth selbst war nie Offizier, auch wenn er selbst eine solche Legende in die Welt gesetzt hat.<sup>244</sup> Der militärische Habitus wurde seine „Heimat“ nicht, genauso wenig aber auch irgendein anderer. Vor dem biographischen Hintergrund des Autors mag es wenig verwundern, dass auch das von ihm erschaffene Geschlecht der Trotta zu keinem einheitlichen Habitus findet – den Bezirkshauptmann wahrscheinlich ausgenommen. Wie oben bereits erörtert, reicht die Gespaltenheit des individuellen Habitus bis in die Generation des Großvaters zurück, der – ganz anders als in den großartigen Phantasien des Enkels – die Entfremdung von seiner bescheideneren Herkunft nicht überwindet. Zwar heißt es, er sei in seinem neuen Rang, den er dank seiner Heldentat erklimmt, durchaus „heimisch“ geworden, er beweist auch konsequent das Ethos des aufrechten Militärs, wird „Feind jeder Lüge, unmännlichen Gebarens, feiger Geborgenheit, geschwätzigen Lobs und ehrgeiziger

---

<sup>241</sup> Bronsen, David: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1974, S. 398.

<sup>242</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 287.

<sup>243</sup> Ebda. S. 288.

<sup>244</sup> Vgl. Strelka, Joseph: Der Offizier in der österreichischen Literatur, S. 189.

Süchte“ (RM, S. 12), verirrt sich aber schließlich in der Kohlhaas'schen *idée fixe*, von einer höheren Stelle ungerecht behandelt worden zu sein und findet zu keiner Ruhe und Ausgeglichenheit, selbst nach seiner Rückkehr ins rurale Leben nicht. Er wird ein zorniger, misstrauischer Mann, der die Dienerschaft misshandelt, Frau und Sohn vernachlässigt (vgl. RM, S. 18f.). Von den Obrigkeiten enttäuscht „verfügte (er), daß der Sohn niemals aktiver Soldat werden dürfte“ (RM, S. 21). Der spätere Bezirkshauptmann, im Pensionat sozialisiert und habitualisiert – freilich erzogen nach militärischen Sitten – wird schließlich politischer Beamter, eine Rolle, der er zeit seines Lebens immer tadellos gerecht wird. Selbst als er die Erschütterungen seiner untergehenden Welt bereits wahrnimmt, verharret er in seinen gewohnten Verhaltens-, ja selbst Erlebensmustern. Er steht für eine Generation, der die Anpassung des Habitus, jenem mehr oder weniger eingeschränkten Ensemble von Denk-, Wahrnehmungs-, Gefühls- und körperlichen Schemata, an neue Bedingungen nicht gelingt. Im trägen Habitus des habsburgischen Militärs und Beamten spiegelt sich die gesellschaftspolitische Trägheitsproblematik des Habsburger Reiches. Über die Auffassungen des ab 1908 eingesetzten Generalstabschef der Wehrmacht der Habsburger, General Conrad von Hötzendorf, heißt es bei Allmeyer-Beck:

In der Tat sah er nirgends mehr positive Ansatzpunkte für den Zusammenhalt des Habsburgerreiches, sondern nur noch Herde der Auflösung. In der Armee erblickte er, wenigstens für die nächste Zeit noch, das einzige Band für den Zusammenhalt der Monarchie, also ein Instrument, das dementsprechend genutzt werden mußte.<sup>245</sup>

Die Armee bildete die letzte Bastion gegen monarchiefeindliche Einflüsse und folglich den Zerfall der Donaumonarchie, so als wären die alten Werte in diesen Feldern und Strukturen eingefroren, konserviert und garantierten die Aufrechterhaltung der alten Ordnung. Die unzeitgemäßen Praktiken der Armeemitglieder thematisiert Roth im Zusammenhang mit dem Duell, in dem Demant umkommt. Der Blick der Bevölkerung auf die „fremden Herren“ des Militärs eröffnet eine ironisch-kritische Außenperspektive auf das geschlossene, antiquierte System:

(...) für die Kaufleute und Handwerker des Städtchens waren die fremden Herren noch fremder geworden. Wie unbegreifliche Anbeter einer fernen, grausamen Gottheit, deren buntverkleidete und prachtgeschmückte Opfertiere sie gleichzeitig waren, gingen die Offiziere umher. Man sah ihnen nach und schüttelte die Köpfe. Man bedauerte sie sogar. Sie haben viele Vorteile, sagten sich die Leute. Sie können mit Säbeln herumgehen und Frauen gefallen, der Kaiser sorgt für sie persönlich, als wären sie seine eigenen Söhne. Aber eins, zwei, drei, hast du nicht gesehen, fügt einer dem andern eine Kränkung zu, und das muß mit rotem Blut abgewaschen werden!... (RM, S. 137)

Die Zugehörigkeit des Sohnes zur Armee, die – ganz im Sinne der obigen Einschätzung des habsburgischen Generalstabschefs – „die einzige Macht (war), auf die man sich verlassen konnte!“ (RM, S. 278), ist eine absolute und unbedingte Notwendigkeit für das Seelenheil des Freiherrn von Trotta. Die autoritäre Erziehung sollte ihn zu einem ausgezeichneten Soldaten machen, doch der Prozess der Habitualisierung schlägt in Teilen fehl, der väterliche Habitus

---

<sup>245</sup> Allmeyer-Beck, Johann Christoph: Die bewaffnete Macht, S. 135.

gerät in eine „Reproduktionskrise“<sup>246</sup>: Zwar verinnerlicht Carl Joseph die soldatischen Pflichten, aus ihm wird jedoch kein athletischer Streiter. Vor allem seine kümmerlichen Reitkünste sind eine „Schande“ in den Augen des Vaters. Und doch: „Der simpelste Kriminalbeamte hätte im Leutnant Trotta auf den ersten Blick den Offizier in Zivil erkannt“ (RM, S. 301). Seine *Hexis* trägt die unverkennbaren Spuren der militärischen Dressur. Neben der straffen Positur, die er auch in Zivil nicht aufgeben kann, kommuniziert er immerzu „in der Sprache der Armee, in der er seit seiner Knabenzeit zu melden und zu erzählen gewohnt war, in der Sprache der Armee, die seine Muttersprache war“ (RM, S. 316). Gleichzeitig wird ihm die Mechanik und Rigidität seiner Lebensäußerungen und seiner inneren Ge- und Verbote zunehmend bewusst, etwa als ihm eine innere Stimme „Zorn gegen den Diener“ (RM, S. 318) diktiert, der seinen Ausgang nicht gemeldet hat:

Ich werd' ihn einsperren, bis er blau wird! dachte der Leutnant Trotta. Aber gleichzeitig spürte er wohl, daß er diese Phrase nicht selbständig gedacht und nicht ernst gemeint hatte. Es war eine mechanische Wendung, ewig parat in seinem militärischen Gehirn, eine von den zahllosen mechanischen Wendungen, die in den militärischen Gehirnen Gedanken ersetzen und Entscheidungen vorwegnehmen. (RM, S. 319)

Die *Gespaltenheit des Habitus* äußert sich beim jungen Leutnant auf mehreren Ebenen: eben als Inkongruenzgefühl, aber auch als Krise des Zugehörigkeitsgefühls, Krise der *Hexis*, und schließlich als Verblässen des militärischen Ethos. Zunächst zur Krise des Zugehörigkeitsgefühls: Für den Bezirkshauptmann besteht kein Zweifel darüber, dass das „Schicksal (...) aus unserm Geschlecht von Grenzbauern Österreicher gemacht (hat)“ und sie es auch bleiben wollen (vgl. RM, S. 152). Diesen unmissverständlichen Entscheid nötigt er seinem Sohn implizit wie explizit immer wieder auf. Es hat zunächst den Anschein, als ob er an seinen eigenen Anschauungen nicht zweifelte und in seiner Identität, seiner sozialen Verortung, ganz und gar gefestigt wäre. Schließlich erkennt Carl Joseph aber „allmählich, daß (auch) der Vater im Korsett rigider Organisation vergeblich jene Festigkeit im Empfinden und Handeln zu erlangen sucht, die schon seinem Großvater abhandengekommen war“<sup>247</sup>. Dem Leutnant drängt sich der Zugehörigkeitskonflikt viel stärker und immer wieder ins Bewusstsein, insbesondere dann, wenn er mit eigenem soldatischem Versagen oder Entfremdungsgefühlen zu kämpfen hat:

Wohin sonst gehöre ich? Nicht zu jenen (den Soldaten, A.M.), die dort in der Schenke sitzen! Nach Sipolje vielleicht? Zu den Vätern meiner Väter? Der Pflug gehört in meine Hand und nicht der Säbel? (RM, S. 252)

Ist die Frage nach Herkunft und Verbundenheit, der Konflikt zwischen provinziellem und militärisch-aristokratischem Habitus beim Vater noch konsequent verleugnet oder verdrängt, tritt die Problematik für den Sohn immer prominenter in den Vordergrund. Letztlich erweist sich

<sup>246</sup> Vgl. Barlösius, Eva: Pierre Bourdieu. Frankfurt: Campus Verlag 2011, S. 88, bzw. ST, Kap. VII/5.

<sup>247</sup> Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord, S. 301.

das Dilemma in der Familie Trotta als transgenerationelles Phänomen, das zur epochalen Umbruchszeit umso deutlicher hervortreten muss, nämlich insbesondere dann, wenn der übergeordnete Berufshabitus des Offiziers dank der gesellschaftlichen Umwälzungen mehr und mehr in die Krise gerät und als strukturierende Struktur, als *modus operandi* und *modus operatum* an Wirkmacht einbüßt. Der Bedeutungsverlust des Kaisers im Erleben Carl Josephs ist Anzeichen der zunehmenden Schwächung des militärischen Ethos. Nach einem vierwöchigen Spitalsaufenthalt, der nötig wurde, weil sich der Leutnant im Gefecht mit den „Rebellen“ einen „Schädelbruch und einen Bruch des linken Schlüsselbeins“ zuzog, kommt er gerade recht zu einem Armeebesuch Seiner Majestät:

Er stand vor seinem Zug, blaß, mager und gleichgültig. Als sich ihm aber der Kaiser näherte, begann er, seine Gleichgültigkeit zu bemerken und zu bedauern. Er hatte das Gefühl, eine Pflicht zu versäumen. Fremd geworden war ihm die Armee. Fremd war ihm der Allerhöchste Kriegsherr. Der Leutnant Trotta glich einem Manne, der nicht nur seine Heimat verloren hatte, sondern auch das Heimweh nach dieser Heimat. Er hatte Mitleid mit dem weißbärtigen Greis (...). (RM, S. 274)

Die Passivität und Gleichgültigkeit sowie defensive Entwertung der Autorität können als Manifestationen des Vaternmords/Kaisermords gelesen werden. Der junge Trotta hat „Mitleid“ mit der einst so verehrten und idealisierten Führerfigur. Gleichgültigkeit und Mitleid aber sind keine Affekte, die intrapsychisch einen Umsturz erzwingen, so verbleibt der Anti-Held in einem desillusionierten, jedoch lethargischen Zustand, der ihm jede richtungsweisende Entscheidung verunmöglicht. Der spätere Entschluss, es dem Großvater gleichzutun und Bauer zu werden, kommt *zu spät*. Der Erzähler lässt den Krieg hereinbrechen und verhindert auf zynische Weise den Versuch Carl Josephs, zu Autonomie und Authentizität zu finden. Der Bruch mit dem militärischen Habitus und der zugehörigen Hexis ist im Schlussbild metaphorisch angedeutet: Der Leutnant begibt sich in eine gefährliche Zone, um Wasser für die durstige Kompanie zu holen, zwei Eimer in der Hand, einer links und einer rechts. Dann „schlug eine Kugel an seinen Schädel“ (RM, S. 390). Er stirbt wohlgerne nicht mit der Waffe in der Hand, sondern mit dem Eimer – einem provinziell-bäuerlichen Requisit. Die ukrainischen Bauern aus seinem Zug rufen ihm noch ein „Gelobt sei Jesus Christus!“ zu.

Auffällig ist, dass der Habitus der Trottas im Allgemeinen krisenanfällig zu sein scheint. Wahrscheinlich ist es aber sinnvoll, hier von zwei unterschiedlichen Typen von Habituskrisen auszugehen: Zum einen thematisiert der Roman den sozialen Aufstieg, der mit der Infragestellung und potentiellen Diffusion von Identität verbunden ist. Die Gespaltenheit des Habitus ergibt sich hier aus der Spannung zwischen provinziellem und militärisch-aristokratischem Habitus und muss noch nicht zwingend mit einem gesellschaftlichen Umbruch oder einer politischen Zäsur im Zusammenhang stehen. Die zweite Form der Habituskrise geht über die individuelle Ebene hinaus: Roth schildert im Kontext des Zerfalls der Donaumonarchie scharfsichtig die

Krise des habsburgischen Militärhabitus, die im soldatischen Einzelschicksal ihre je individuelle Form und Intensität annimmt. Letzterer Krisentypus ist für das untersuchte Narrativ zweifellos von größerem Interesse.

## **VI. Fazit: Zum Narrativ „Epochenbruch, Vtermord und Habituskrise“ im „Radetzkmarsch“**

Vtermord und Epochenbruch sind, wie weiter oben ausgeführt, korrelierende Phänomene, die in einem komplizierten Verhältnis von gegenseitiger Beeinflussung und Bedingtheit zu einander stehen. Roths Text zeigt auf eine ganz besonders differenzierte, sensitive und zuweilen ironisch-kritische Weise die von Bourdieu betonte Verwobenheit von „scheinbar eindeutig subjektiven Spannungen und Widersprüchen“ einerseits und den „grundlegenden Strukturen der sozialen Welt und ihre(r) Widersprüche“<sup>248</sup> andererseits. Im Habitus als Bindeglied zwischen Individuum und sozialer Struktur finden, wie in der Analyse gezeigt werden konnte, historische, politische und gesellschaftliche Praktiken, aber auch Veränderungen und Diskontinuitäten ihren Niederschlag. Der „Radetzkmarsch“ erweist sich als ein idealtypisches Beispiel für das Ineinander der narrativen Komponenten der Zäsur, des individuellen Schicksals des (scheitern- den) Vtermörders und der Habituskrise.

Im Hinblick auf die drei beschriebenen Phasen des Narrativs ist offenkundig, dass es für den jungen Carl Joseph keine Phase der Rekonsolidierung von Identität und Habitus gibt, er ist mithin auch nicht Exponent einer neuen Epoche oder Gesellschaftsordnung. Der letzte Trotta stirbt, bevor er Gelegenheit gehabt hätte, sich neue Ordnungen zu schaffen oder an ihrer Schaffung zumindest beteiligt zu sein. Der Tod lässt sich, so meine ich, in gewissem Sinne durchaus als Selbstmord, jedenfalls aber als Folge grober Fahrlässigkeit und damit Quasi-Suizid deuten. Zwar wird als Motiv für die Wasserbeschaffungsaktion der Durst der Soldaten und das Verantwortungsgefühl des Leutnants angeführt, doch es lagen „schon ein Dutzend Leichen auf dem grünen Abhang“ (RM, S. 390) und es schien absehbar, dass mit hoher Wahrscheinlichkeit auch Trotta eine Kugel treffen würde. Aber auch der Selbstmörder ist nicht zwingend ein gescheiterter Vtermörder, übt er doch auch mit seinem Tod noch Rache am Vater, weil sein Sterben eben nicht nur ein einfaches individuelles Verschwinden, sondern i.d.F. das Verschwinden des ganzen Geschlechts der Trottas bedeutet. Was also den Ausgang der inneren und äußeren Kämpfe des Protagonisten anbelangt, kann mit Bourdieu konkludiert werden, dass sich der

---

<sup>248</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 656.

Sohn hier keineswegs „bereitwillig zum gehorsamen Werkzeug (des) Reproduktions-Projektes“<sup>249</sup> machen lässt, weder wird er „Stellvertreter des Vaters“, noch dessen Erbe. Seine Auflehnung ist aber keine offensive, sondern eine stumme – ein Vätermord durch Unterlassung. Die symbolische Vernichtung des väterlichen Projekts geschieht nicht, wie in den meisten Erzählungen von der Überwindung des Vaters, durch ein oppositionelles Verhalten, ein Aufbegehren oder das Beziehen einer „Gegenposition zum Lebensstil der Familie“<sup>250</sup>. Vielmehr wird es sukzessive ausgehöhlt, indem der Sohn vermeintlich sich selber sabotiert.

Die erste Phase des Narrativs findet im „Radetzkmarsch“ eine – wenn man so will – konventionelle Umsetzung: Aufwachsen und Erziehung, Sozialisierung und Habitualisierung des jüngsten Trottas werden detailreich geschildert. Ein in der Habsburger Monarchie ideologisch tief verwurzelter Vater versucht über Wege einer autoritären „Pädagogik“ symbolisches und kulturelles Kapital weiterzugeben, politische und soziale Werte zu konservieren, den Sohn einem spezifischen Herrschafts- und Männlichkeitsbild entsprechend zu formen. Den Zögling Trotta zeichnet Roth als fügsamen, den Vater und Habsburg idealisierenden, wenngleich ängstlichen und schwächlichen Jungen, der dennoch zunächst versucht, den Anforderungen und Erwartungen gerecht zu werden, sich der Zuwendung durch Autoritätsfiguren durch die geforderte Tugendhaftigkeit und hinlängliches Bemühen zu versichern. Genau besehen mag jedoch der Habitualisierungsprozess schon nicht so ganz glücken: Symptomatisch dafür ist etwa das mangelnde Geschick des Jungen beim Reiten, vom Vater gar als „Schande“ getadelt.

Roth antizipiert, wie oben ausgeführt, das drohende Unglück, das Zerbrechen der Gewissheiten und die Porosität des politisch-sozialen Gefüges von Beginn an. Die eigentliche Krisenphase, die stets eine doppelte ist, eine individuelle und eine politisch-soziale, setzt mit dem jungen Erwachsenenalter Carl Josephs ein. Der Unglückliche kämpft mit der übermächtigen äußeren Vater- bzw. Großvaterfigur, dem „Schatten des Vaters“ und ringt mit dem „widersprüchlichen Erbe“, ist verfolgt von väterlichen und großväterlichen Introjekten, urteilenden und bösen Blicken, quälenden inneren Stimmen. Die Verwerfung des Erbes und der Vätermord gelingen nur auf Umwegen und nicht nachhaltig, die Kreativität bleibt dauerhaft blockiert. Der Habitus Carl Josephs scheint von Anbeginn ein zerrissener, wobei sich die Problematik mit der globalen Krise des habsburgischen Militärhabitus deutlich verschärft. Ein potentieller Habituswandel, verbunden mit der Rückkehr zum ruralen Leben der Ahnen, wird durch Einsetzen des Krieges vereitelt. Ebenso wenig gelingt dem Untergeher die für das psychische Überleben – und i.d.F.

---

<sup>249</sup> Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes, S. 652.

<sup>250</sup> Ebda. S. 653.

nicht nur dieses – so notwendige konsequente Ent-Idealisierung des Vaters und schuldbefreite Infragestellung und Modifizierung väterlicher Ge- und Verbote.

Die Krise endet dennoch mit einem Triumph, freilich nicht im Sinne der Erzählung Sigmund Freuds: als Erfolg der Brüderhorde, die sich aufschwingt, eine neue Sozialordnung zu gründen und einen neuen Kodex einzuführen, sondern als Triumph der Destruktivität, als Ausdruck des Todestriebes. Roths „Radetzkmarsch“ steht, so könnte man sagen, nicht im Zeichen der Libido, des Lebendigen, vielmehr steht Thanatos Pate für die wehmütig-schönen Darstellungen der Verfallserscheinungen von Einzelnem, Staat und Masse. Der Vätermord besitzt hier kein kreatives Potenzial, er ist gleichzusetzen mit genereller Auslöschung und Auflösung, nicht nur des Väterlichen, sondern alles Lebendigen. Es bricht schließlich – zumindest im Roman – keine neue Epoche an. Weder Sohn noch Vater und Kaiser „konnten (...) Österreich überleben“ (RM, S. 404).

Hinsichtlich der narrativen Tiefenstruktur und des vorgestellten Modells lässt sich zusammenfassend sagen, dass der Roman ein besonders anschauliches – und freilich äußerst ästhetisches – Beispiel für eine Teilrealisierung des Narrativs „Epochenbruch, Vätermord und Habituskrise“ darstellt. Die im Rahmen einer Dissertation geplanten Analysen einer Reihe weiterer Texte ermöglichen, so hoffe ich, einen aufschlussreichen Vergleich unterschiedlichster, vollständiger wie teilrealisierter Variationen dieses in Vater-Sohn-Erzählungen – und nicht nur diesen – regelmäßig wiederkehrenden Narrativs.

# Literaturverzeichnis

## Primärliteratur

Brasch, Thomas: Vor den Vätern sterben die Söhne. Berlin: Rotbuch 2013.

Glaeser, Ernst: Jahrgang 1902. Kronberg: Athenäum 1978.

Roth, Joseph: Radetzkmarsch. München: Deutscher Taschenbuch Verlag <sup>25</sup>2009.

Roth, Joseph: Vorwort zu meinem Roman „Radetzkmarsch“. In: Ders.: Werke, hrsg. u. eingel. v. Hermann Kesten, Bd. 4, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 405-406.

Vesper, Bernward: Die Reise. Romanessay. Hamburg: Rowohlt <sup>8</sup>2012.

## Zur Soziologie Pierre Bourdieus und zum Habitus-Konzept

Bourdieu-Handbuch: Leben-Werk-Wirkung. Hg. v. Gerhard Fröhlich. Stuttgart (u.a.): Metzler 2014.

Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt: Suhrkamp 1987.

Bourdieu, Pierre: Ein soziologischer Selbstversuch. Frankfurt: Suhrkamp 2002.

Bourdieu, Pierre: Entwurf einer Theorie der Praxis auf der ethnologischen Grundlage der kabylischen Gesellschaft. Frankfurt: Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1976.

Bourdieu, Pierre: Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt: Suhrkamp <sup>9</sup>2015.

Bourdieu, Pierre: Strukturalismus und soziologische Wissenschaftstheorie. In: Bourdieu, Pierre: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1970, S. 7-41.

Bourdieu, Pierre: Widersprüche des Erbes. In: Bourdieu, Pierre et al.: Das Elend der Welt: Zeugnisse und Diagnosen alltäglichen Leidens an der Gesellschaft. Konstanz: UVK 1997, S. 651-658.

Darmon, Muriel: Bourdieu and Psychoanalysis. An empirical and textual study of a pas de deux. In: Sociological Review 64/1(2016), S.110-128.

Dirksmeier, Peter: Urbanität als Habitus: Zur Sozialgeographie städtischen Lebens auf dem Land. Bielefeld: Transcript-Verlag 2009.

Elbe, Martin: Der Offizier: Ethos, Habitus, Berufsverständnis. In: Gareis, Sven Bernhard; Klein, Paul (Hg.): Handbuch Militär und Sozialwissenschaft. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften 2004, S. 459-472.

Helfferich, Cornelia: Familie und Geschlecht: Eine neue Grundlegung der Familiensoziologie. Opladen, Toronto: Verlag Budrich 2017.

Jurt, Joseph: Die Habitus-Theorie von Pierre Bourdieu. In: LiThes 2013/3, S. 5-15.

King, Vera: Pierre Bourdieu als Analytiker des Sozialen. Methodologische und konzeptionelle Bezüge zur Psychoanalyse sowie sozialpsychologische Perspektiven im Werk Bourdieus. In: sozialersinn Heft 1 (2014), S. 3-28.

- Kuzmics, Helmut: Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur. Am Beispiel der habsburgischen Armee von 1848 bis 1918. In: LiThes 3 (2010), S. 77-101.
- Kuzmics, Helmut: Emotionen und Habitus von Offizieren im Spiegelbild schöner Literatur. Am Beispiel der habsburgischen Armee von 1848-1918. In: LiThes 2013/3, S. 77-99.
- Liebsch, Katharina: Identität und Habitus. In: Korte, Hermann; Schäfers, Bernhard: Einführung in die Grundbegriffe der Soziologie. Wiesbaden: Springer 2016, S. 80-96.
- LiThes. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie. Hg. v. Beatrix Müller-Kampel und Helmut Kuzmics. Ausgaben 2010/3 u. 2010/4, „Habitus I“ u. „Habitus II“. URL: <http://lithes.uni-graz.at/lithes.html> (zuletzt abgerufen am: 19.04.2019).
- Rehbein, Boike: Die Soziologie Pierre Bourdieus. Konstanz, München: UTB 2016.
- Reichardt, Sven: Faschistische Kampfbünde: Gewalt und Gemeinschaft im italienischen Squadrismus und in der deutschen SA. Köln, Wien (u.a.): Böhlau 2002.
- Suderland, Maja: Wie kommt der Habitus in die Literatur? Theoretische Fundierung – methodologische Überlegungen – empirische Beispiele. In: LiThes 2013/3, S. 40-58.
- Zander, Michael: Im Schutze der Unbewusstheit. Ansätze zu einer psychologischen Fundierung des Habitusbegriffs im Werk Pierre Bourdieus. In: Journal für Psychologie 18/1 (2010), Online-Version ohne Seitenangaben. URL: <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/171/169> (zuletzt abgerufen am: 15.12.2019).

#### Zu Vätern, Vaterbild, Vaternord und Psychoanalyse

- Adorno, Theodor W.: Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt: Suhrkamp 1976.
- Bion, Wilfried: Lernen durch Erfahrung. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1992.
- Blos, Peter: Sohn und Vater. Diesseits und jenseits des Ödipuskomplexes. Stuttgart: Klett-Cotta 1990.
- Borowicz, Dominika: Vater-Spuren-Suche. Auseinandersetzung mit der Vätergeneration in den deutschsprachigen autobiographischen Texten von 1975-2006. Göttingen: V&R Unipress 2014.
- Brandstädter, Mathias: Folgeschäden. Kontext, narrative Strukturen und Verlaufsformen der Väterliteratur 1960-2008. Bestimmung eines Genres. Würzburg: Königshausen & Neumann 2010.
- Daemmrich, Horst u.a.: „Vater-Sohn“, in: Daemmrich, Horst u.a.: Themen und Motive in der Literatur: ein Handbuch. Tübingen: Francke Verlag 1995.
- Deutsch, Helene: Über einen Typus der Pseudoaffektivität. In: Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 20/3 (1934), S. 323-334.
- Dornes, Martin: Die Modernisierung der Seele. In: Psyche – Zeitschrift für Psychoanalyse 64 (11), S. 995-1033.
- Elm, Theo: Auch eine Literaturgeschichte. Väter und Söhne – 1945, 1968, 1989. In: Autobiographisches Schreiben in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Band 3: Entwicklungen, Kontexte, Grenzgänge, hg. v. Michael Grote und Beatrice Sandberg. München: Iudicum 2009.
- Erdheim, Mario: Heiße Gesellschaften und kaltes Militär. In: Erdheim, Mario: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1988, S. 331-344.

- Faimberg, Haydée: Teleskopung. Die intergenerationelle Weitergabe narzisstischer Bindungen. Frankfurt a. M.: Brandes und Apsel 2009.
- Faulstich, Werner; Grimm, Gunter: Sturz der Götter? Vaterbilder im 20. Jahrhundert. Frankfurt: Suhrkamp 1989.
- Federn, Paul: Zur Psychologie der Revolution: Die vaterlose Gesellschaft. In: Luzifer Amor 1/2 (1988), S. 13-33.
- Freud, Sigmund (1900a): Die Traumdeutung. In: Freud, Sigmund: GW II/III, S. 1-642.
- Freud, Sigmund (1912-13a): Totem und Tabu. In: Freud, Sigmund: GW IX.
- Freud, Sigmund (1912b): Zur Dynamik der Übertragung. In: Freud, Sigmund: GW VIII, S. 363-374.
- Freud, Sigmund (1915-1917): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. In: Freud, Sigmund: GW XI.
- Freud, Sigmund (1915c): Triebe und Tribschicksale. In: Freud, Sigmund: GW X, S. 210-232.
- Freud, Sigmund (1916-1917g): Trauer und Melancholie. In: Freud, Sigmund: GW X, S. 428-446.
- Freud, Sigmund (1924c): Das ökonomische Problem des Masochismus. In: Freud, Sigmund: GW XIII, S. 171-383.
- Freud, Sigmund (1928b): Dostojewski und die Vätertötung. In: Freud, Sigmund: GW XIV, S. 406.
- Hamburger, Andreas: Handbuch-Eintrag zu Totem und Tabu. In: Lohmann, Hans-Martin; Pfeiffer, Joachim (Hg.) Freud-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart: Metzler 2013, S. 168-171.
- Joseph, Betty: Die Sucht nach Todesnähe. In: Joseph, Betty: Psychisches Gleichgewicht und psychische Veränderung. Hrsg. v. Elizabeth Bott-Spillius u.a. Stuttgart: Klett-Cotta 1994, S. 189-206.
- Kernberg, Otto u.a.: Transference Focused Psychotherapy for Borderline Personality Disorders. A clinical guide. USA: American Psychiatric Association Publishing 2014.
- Klein, Melanie: Beitrag zur Theorie der intellektuellen Hemmung (1931). In: Dies.: Gesammelte Schriften I.1, hrsg. v. Cycon, Ruth u.a., übers. v. Vorspohl, Elisabeth. Stuttgart: Frommann-Holzboog 1995, S. 377-294.
- Laplanche, Jean; Pontalis, Jean-Bertrand: Das Vokabular der Psychoanalyse. Frankfurt: Suhrkamp 1973.
- Laplanche, Jean: Die rätselhaften Botschaften des Anderen und ihre Konsequenzen für den Begriff des Unbewussten im Rahmen der Allgemeinen Verführungstheorie. In: Psyche – Z Psychoanal., 58. Jg. (2006), S. 898-913.
- List, Eveline: Psychoanalyse. Wien: Facultas 2009.
- List, Eveline: Psychoanalytische Kulturwissenschaften. Wien: Facultas 2013.
- Mauelshagen, Claudia: Schatten des Vaters. Deutschsprachige Väterliteratur der siebziger und achtziger Jahre. Frankfurt a. M. [u.a.]: Lang 1995.
- Méry, Marie-Claire: Vätermord im expressionistischen Drama. In: Verbrechen und Gesellschaft im Spiegel von Literatur und Kunst, hg. v. Liard Véronique u.a. München: Meidenbauer 2010, S. 121-133.

Mitscherlich, Alexander: Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft. Ideen zur Sozialpsychologie. München: Piper 1982.

Mittermayr, Andreas: Sexspiel und Beziehungsernst – Sexuelle Praktik und unbewusste Beziehungsphantasie. Ein psychoanalytischer Streifzug durch die erotische und weniger erotisch anmutende französische Literatur. In: Die Freud im Korb Gruppe (Hg.): Die junge Psychoanalyse im Boudoir. Wien: LIT-Verlag 2019, S. 175-189.

Perelberg, Rosine J.: Ein Vater wird geschlagen: Konstruktionen in der Analyse männlicher Patienten. In: Jahrbuch für Psychoanalyse 61 (2010), S. 83-193.

Perelberg, Rosine J.: Murdered father; dead father: Revisiting the Oedipus complex. In: Int J Psychoanal 2009/90, S. 713-732.

Quinodoz, Jean-Michel: Freud lesen. Eine chronologische Entdeckungsreise durch sein Werk. Gießen: Psychosozial-Verlag 2011.

Reich, Wilhelm: Charakteranalyse. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2009.

Reik, Theodor: In Gedanken töten. Bewußte und unbewußte Todeswünsche in psychoanalytischer Sicht. München: Kindler Verlag 1981.

Ruhs, August: Lacan. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse. Wien: Löcker 2010.

Schon, Lothar: Sehnsucht nach dem Vater. Die Dynamik der Vater-Sohn-Beziehung. Stuttgart: Klett-Cotta 2000.

Schönauf, Walter; Pfeiffer, Joachim: Einführung in die psychoanalytische Literaturwissenschaft. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart, Weimar: Metzler 2003.

Spooren, Dagmar: Unbequeme Töchter, entthronte Patriarchen. Deutschsprachige Bücher über Väter von Autorinnen. Wiesbaden: Dt. Univ.-Verlag 2001.

Stambolis, Barbara: Befreiung von den Vätern, Vatersehnsucht und Vaterlosigkeit. Historische Diskurse im 20. Jahrhundert. In: figurationen 2/05, S. 33-47.

Stoller, Robert: Perversion. Die erotische Form von Hass. Gießen: Psychosozial-Verlag 2014.

Tellenbach, Hubertus u.a. (Hg.): Das Vaterbild im Abendland. Stuttgart: Kohlhammer 1978.

Winnicott, Donald: Die Theorie von der Beziehung zwischen Mutter und Kind. In: Ders.: Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Gießen: Psychosozial-Verlag 2006.

Wurmser, Leon: Das Rätsel des Masochismus. Psychoanalytische Untersuchungen von Gewissenszwang und Leidenssucht. Gießen: Psychosozial-Verlag 2015.

#### Zu Joseph Roth und dem „Radetzkymarsch“

Aigner, Josef Christian: „... eine gewisse Zärtlichkeit für den alten Zipper!“ Unerfüllte Vatersehnsucht und das Scheitern des Sohnes in Zipper und sein Vater. In: Lughofer, Johann Georg (Hg.): Im Prisma. Joseph Roths Romane. Wien, St. Wolfgang: Edition Art Science 2009, S. 155-167.

Bronsen, David: Joseph Roth. Eine Biographie. Köln: Kiepenheuer und Witsch 1974.

Curling, Maud: Joseph Roths Radetzkymarsch. Eine psychosozialologische Interpretation. Frankfurt a. M.: Peter Lang 1981.

Duong, Phuong: Das Schwinden vertrauter Welten. In: Brittnacher, Hans Richard; Amthor, Wiebke (Hg.): Joseph Roth – Zur Modernität des melancholischen Blicks. Boston, Berlin: de Gruyter 2012, S. 69-79.

Hughes, Jon: „Wir sind die Söhne“. Generationsdiskurse und Geschichte(n) im Werk Joseph Roths. In: Lughofer, Georg Johann; Miladinović Zalaznik, Mira (Hg.): Joseph Roth. Europäisch-jüdischer Schriftsteller und österreichischer Universalist. Berlin/Boston: de Gruyter 2011, S. 256-257.

Müller, Klaus-Detlef: Joseph Roth: Radetzkymarsch. Ein historischer Roman. In: Interpretationen. Romane des 20. Jahrhunderts, Band 1. Stuttgart: Reclam 2005, S. 298-321.

Müller, Thomas: Joseph Roths „Zipper und sein Vater“. Roman der Väter und Söhne. In: Hinter dem schwarzen Vorhang. Die Katastrophe und die epische Tradition, hg. v. Friedrich Gade. Tübingen: Francke 1994, S. 147-155.

Razbojnikova-Frateva, Maja: Männlichkeit und Krieg im Roman „Radetzkymarsch“ von Joseph Roth. In: Tvrdík, Milan; Haslmayr, Harald (Hg.): Frieden und Krieg im mitteleuropäischen Raum. Historisches Gedächtnis und literarische Reflexion. Wien: new academic press 2017, S. 169-186.

Saße, Günter: Eine Leiche begeht Selbstmord. Joseph Roth: „Der Radetzkymarsch“. In: Hofmannsthal-Jahrbuch 18 (2010), S. 287-310.

Scheible, Hartmut: Joseph Roth. Radetzkymarsch. In: Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur (KLG). Begründet von Heinz Ludwig Arnold. Online-Version.

Schlosser, Jan: Identitätsproblematik und Gesellschaftskritik. Zum Solferino-Kapitel in Joseph Roths Radetzkymarsch. In: Orbis Litterarum 60 (2005), S. 183-201.

Spencer, Malcolm: „Vater, Gottvater, Landesvater“. Vaterfiguren bei Robert Musil und Joseph Roth. In: Hárs, Endre u.a. (Hg.): Verflechtungsfiguren. Intertextualität und Intermedialität in der Kultur Österreich-Ungarns. Frankfurt a. M.: Peter Lang 2003, S. 113-122.

Strelka, Joseph: Der Offizier in der österreichischen Literatur. Drei Hauptaspekte und ihre breite Skala. In: Strelka, Joseph (Hg.): Im Takte des Radetzkymarschs... Der Beamte und der Offizier in der österreichischen Literatur. Bern: Peter Lang 1994, S. 171-191.

Wirthensohn, Simon: Spuren der Buddenbrooks in Joseph Roths Radetzkymarsch. In: Thomas-Mann-Jahrbuch. Begr. v. E. Heftrich u. H. Wysling. Hrsg. v. Katrin Bedenig und Hans Wißkirchen. Band 28. Frankfurt: Klostermann 2015, S. 211-229.

Wörsching, Martha: Misogyny and the Myth of Masculinity in Joseph Roth's "Radetzkymarsch". In: Gender and politics in Austrian fiction. Edinburgh: Edinburgh University Press 1996, S. 118-133.

### Sonstige verwendete Literatur

Ächtler, Norman: Was ist ein Narrativ? Begriffsgeschichtliche Überlegungen anlässlich der aktuellen Europa-Debatte. In: KulturPoetik 14 (2014).

Allmayer-Beck, Johann Christoph: Die bewaffnete Macht in Staat und Gesellschaft. In: Die Habsburger Monarchie 1848-1918. Bd. V: Die bewaffnete Macht. Hrsg. v. Adam Wandruszka u. Peter Urbanitsch. Wien: Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 1987, S. 1-141.

Foucault, Michel: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt a. M.: Suhrkamp <sup>14</sup>2013.

Frenzel, Elisabeth: Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte. Stuttgart: Kröner 2008.

Hülk, Walburga: Narrative der Krise. In: Fenske, Uta; Hülk, Walburga u.a. (Hrsg.): Die Krise als Erzählung. Transdisziplinäre Perspektiven auf ein Narrativ der Moderne. Bielefeld: Transcript-Verlag 2013.

Müller-Funk, Wolfgang: Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung. Wien u.a.: Springer <sup>2</sup>2008.

Müller-Funk, Wolfgang: Ein Begriff in aller Munde. Was ist ein Narrativ? In: Der Standard (Wien), 6.5.2019.

Schönert, Jörg: Zum Status und zur disziplinären Reichweite von Narratologie. In: Borsó, Vitoria; Kann, Christoph (Hg.): Geschichtsdarstellung. Medien – Methoden – Strategien. Köln u.a.: Böhlau 2004.

Vocelka, Karl: Österreichische Geschichte. München: Beck 2005.

## **Abbildungsverzeichnis**

|                                                                               |       |
|-------------------------------------------------------------------------------|-------|
| Abb. 1: Modell des Narrativs „Epochenbruch, Vaternord und Habituskrise“ ..... | S. 9  |
| Abb. 2: Teilausschnitt 1 .....                                                | S. 50 |
| Abb. 3: Teilausschnitt 2 .....                                                | S. 51 |
| Abb. 4: Teilausschnitt 3 .....                                                | S. 52 |

## Abstract / Zusammenfassung

Zielsetzung der vorliegenden Arbeit ist die Untersuchung eines in der Literatur, insbesondere in Vater-Sohn-Erzählungen und sog. „Väterbüchern“ regelmäßig wiederkehrenden Krisen-Narrativs: das des (*gelingenden oder scheiternden*) *Vatermords im Kontext historisch-gesellschaftlicher Zeitenwenden bzw. Epochenbrüche*. Das Begehren des Sohnes und kulturellen Erben, den insb. *autoritären* Vater zu überwinden, ihn - meist nur - symbolisch zu töten (S. Freud), scheint besonders zu Schwellenzeiten virulent zu werden. Brüche und Diskontinuitäten im politisch-sozialen Gefüge finden im drastisch schwelenden Vater-Sohn-Konflikt einen Ausdruck und manifestieren sich symptomatisch in den *Krisen des individuellen, aber auch des übergeordneten Geschlechter- und Klassenhabitus* (P. Bourdieu). Zunächst werden die wesentlichen Konstituenten dieses variantenreichen Narrativs unter Rückgriff auf kulturhistorische, psychoanalytische und soziologische Theoreme beleuchtet. Das narrative Muster „Epochenbruch, Vtermord und Habituskrise“ lässt sich in drei Phasen untergliedern: eine erste Phase der Konformität und Idealisierung der Väter und ihrer Ideale, eine zweite Phase des Vtermords, der von komplexen Prozessen der Desidentifizierung und Dehabitualisierung begleitet ist, und eine dritte Phase der Rekonsolidierung von Identität und Habitus sowie des übergeordneten politisch-ideologischen Systems. Am Beispiel der Untersuchung von Joseph Roths Epochen- und Untergangsroman „Radetzky marsch“ wird schließlich gezeigt, wie sich das entwickelte Modell der Narrativ-Analyse und die erarbeiteten Interpretamente in praxi anwenden lassen und einen neuen Blickwinkel auf Texte und ihre narrative Tiefenstruktur, mithin neue Interpretationsansätze eröffnen.